

WALTER LÜTHI

Adam

Die Schöpfungsgeschichte
ausgelegt für die Gemeinde

Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Adam, die Schöpfungsgeschichte,
ausgelegt für die Gemeinde
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage: Keine Angabe (1965)
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz – Version 2022/12
Dateiname: luethi-adam.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz 4.0"

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: **Das Dokument darf vielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter <http://walter-luethi.ch/> veröffentlichten Original entsprechen.**

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe¹; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

¹ Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
<http://walter-luethi.ch/predigtbaende/luethi-adam.pdf>

Inhalt

DER SCHÖPFER	1. MOSE 1,1-2	6
LICHT	1. MOSE 1,3-5	18
HIMMEL.....	1. MOSE 1,6-8	30
ERDE.....	1. MOSE 1,9-13	43
ZEITEN	1. MOSE 1,14-19	54
TIERE.....	1. MOSE 1,20-23	66
DER MENSCH	1. MOSE 1,24-31	77
VOLLENDUNG	1. MOSE 2,1-3	89
EDEN	1. MOSE 2,4-25	99
SCHULD	1. MOSE 3,1-24	112
BRÜDER.....	1. MOSE 4,1-26	126
NOAH	1. MOSE 5,1-32	140
ARCHEN.....	1. MOSE 6,1 - 8,14	150
DER BUND.....	1. MOSE 8,15 – 10,32	167
STÄDTE UND TÜRME	1. MOSE 11,1-9	181
NACHWORT ÜBER KANZEL UND KATHEDER.....		191

*Dem Andenken an
Professor Kurt Wolfgang Senn
Organist am Berner Münster
1938-1965*

Der Schöpfer

Herr, Vater!

Aus der Not und Bedrängnis dieser Zeit
suchen wir heute bei dir Geborgenheit.

Bei dir ist Friede, denn bei dir ist der Sohn,
der uns mit dir versöhnt hat, als er für uns starb.

Ja, Vater, bei dir ist die Vergebung, dass man dich fürchte.
Wir bitten dich jetzt um dein Wort.

Schenk es uns so, dass es uns reinigt, stärkt und erneuert.

Lass uns am ersten Sonntag dieses neuen Jahres
um der Barmherzigkeit Christi willen
diesen Ort nicht ohne Segen verlassen.

Gib, dass von den Gottesdiensten, hier und überall,
Freude ausgehe, Licht, Kraft und Veränderung.

Hilf, dass die Menschen,
die uns in der kommenden Woche begegnen,
es uns anmerken, dass du heute mit uns geredet hast.

Dir sei Ehre, Anbetung, Lob und Dank,
hier auf Erden, dort vor deinem Thron,
jetzt und in Ewigkeit. Amen.

¹ Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. ² Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. 1. Mose 1,1-2

Liebe Gemeinde!

Und also schuf Gott den Anfang. Er, der selber nie anfing, weil er Gott ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Gott am Anfang, Gott am Ende. Gott vor allen Anfängen, Gott nach allem, was wir Erde nennen. Er ist derselbe Gott, der dann, in der Mitte der Zeit, die Menschwerdung seines ewigen Sohnes vollbrachte. Und um es gleich vorweg zu sagen: Dort und hier, bei Anlass der Geburt Christi und bei der Erschaffung der Welt, ist die gleiche Liebe am Werk. Gott lässt sich dazu herbei und herab, Anfänger zu sein – und Vollender. Der

ewige Gott entschliesst sich zur Erschaffung der Welt, ruft den Menschen ins Dasein, Adam. «Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.» Eins ist gewiss: Es fängt gut an.

Wer sich in den ersten Tagen des neuen Jahres begegnet, pflegt sich mit der Frage zu grüssen, ob man «das Neue» gut angefangen habe, womit, je nachdem was man unter «gut» versteht, vielerlei gemeint sein kann. Etwa, ob man den Jahreswechsel ohne zu viel Trübsinn und Langeweile, aber auch ohne zu viel Übermut und Leichtsinn wieder einmal überstanden habe, ob daheim das Klima einigermaßen erträglich gewesen sei. Es kann auch bedeuten, dass die Arbeit, die nach den Festtagen etwas mühsam begann, wieder ordentlich auf Touren läuft. Wenn wir aber hier, wo es um die Erschaffung der Welt geht, von einem guten Anfang reden, dann kann hier nicht Vielerlei, sondern nur Eins gemeint sein: Es fängt mit Gott an. Und was mit Gott anfängt, fängt gut an. Mit Gott ein neues Jahr beginnen – das kann allerdings auch nicht so zugehen, wie ein etwas harmloser Frommer es sich vorstellen könnte, der in dem fatalen Sinn das Jahr «mit Gott angefangen» hat, dass er am Silvester in der Bibel las, während die anderen nur die Zeitung lasen, dass er am Neujahr in die Kirche ging, während die anderen nur ins Wirtshaus gingen oder vom Wirtshaus ausschlafen mussten. In solch dickem Selbstbewusstsein ein Jahr «mit Gott anfangen» ist ja auch nicht gut. Solch ein Frommer lässt doch gar zu deutlich durchblicken, dass er, er! mit Gott das Jahr angefangen hat. Gott war dabei die Rolle des Begleiters, des Nebenmannes, des Mitfahrers zugewiesen. Es ist dabei dem lieben Gott gnädigst gestattet, mitzufahren, sozusagen auf dem Soziussitz. Angefangen hat man selber. Gott durfte assistieren. Nein, nicht so! Gott fängt das Jahr an. Nicht wir sind Gottes Herren, Gott ist unser Herr. Wir dürfen, wenn er uns gnädig ist, seine Begleiter sein, nicht er der unsrige. Und eben so fängt es damals mit der Welt an, allein und ausschliesslich mit Gott; über ihm, vor und hinter ihm, neben

ihm ist kein anderer. Es sei denn bei ihm wie Johannes sagt «das Wort, das im Anfang war, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, das gemacht ist» (Joh. 1,1-4). Von Ewigkeit her ist der eingeborene Sohn dabei, von dem Paulus den Kolossern schreibt: «Durch ihn ist alles geschaffen» (Kol. 1,16). So fängt die Welt mit Gott an, so, dass der dreieinige ewige Gott Anfänger und Anfang ist. Im Anfang Gott. Und weil es Gott ist, der die Welt anfängt, darum allein «fängt es gut an».

«Am Anfang schuf Gott...» «Gott schuf.» Vom Schaffen verstehen auch wir einiges, insofern ja auch wir Schaffende sind. Aber auch unter unserem Schaffen kann man wiederum sehr Verschiedenes verstehen. Einer bringt seine Tage zu, indem er eine Lochkartenmaschine erfindet, ein anderer, indem er sie bedient. Menschliches Schaffen kann darin bestehen, dass einer täglich acht Stunden am Fliessband steht und immer die gleiche Bewegung ausführt, während ein anderer die Konstruktion einer Mondrakete überwacht oder den Bestseller des Jahres schreibt. Bei all diesem Schaffen handelt es sich um menschliche Leistung. Nun aber nehmen wir zur Kenntnis, dass das Wort, das hier im hebräischen Urtext für «schaffen» steht – Gott schuf –, in der Bibel ausdrücklich nicht für menschliches Tun gebraucht wird. Es ist streng für Gottes Schaffen reserviert und darum ein recht eigentlich heiliges Wort. Genau genommen darf man dieses Wort nur für Gottes Schaffen anwenden. Wenn wir uns trotzdem erlauben, von «schöpferischen Menschen» zu reden, vom «Filmschaffen» und von der «Modeschöpfung», von Gottlieb Duttweiler als dem «Erschaffer der Migros-Betriebe» und von Heinrich Pestalozzi als dem «Schöpfer der schweizerischen Volksschule», dann ist das alles noch nicht und niemals, was es hier von Gott heisst. Gott allein kommt es zu, Schöpfer zu sein. So wie Gott schafft, so wie Gott am Anfang schuf und bis zum Ende schaffen wird, wird nie ein

Mensch schaffen. Menschliches Vergleichen hört hier überhaupt auf, menschliches Begreifen steht hier an der Grenze. Nur und ausschliesslich von Gott kann man sagen, was hier am Eingang der Bibel steht: «Am Anfang schuf Gott.»

Und Gott schuf am Anfang Himmel und Erde. «Himmel und Erde.» Was bedeutet «Himmel und Erde»? Es handelt sich da zunächst um eine Redensart, die in der damaligen heidnischen Welt des Vorderen Orients den Leuten geläufig war. Die Babylonier pflegten damals alles Seiende mit der Formel zu beschreiben: «Himmel, Erde und Meer.» Dieser heidnischen Sprachformel bedient sich hier nun auch die Bibel. Nur ist sofort zu bedenken, dass, wenn der Spruch «wo zwei dasselbe sagen, dann ist es nicht dasselbe», an einem Ort gilt, dann hier. Der heidnische Babylonier denkt dabei an den Sternenhimmel, den er, soweit ihm das seine damals noch mangelhafte Ausrüstung ermöglicht, nach Kräften erforscht. Wenn nun aber das Wort «Himmel und Erde» da vorn in der Bibel steht, dann sind das zwar die gleichen Wörter, aber in den gleichen Wortgefässen ist jetzt ein anderer Inhalt. Für den Mann der Bibel bedeuten also die gleichen Worte etwas ganz anderes als für den babylonischen Astrologen. Gewiss ist, wenn in der Bibel vom Himmel die Rede ist, damit unter anderem auch die Gestirnwelt gemeint. Aber zugleich ist hier die ganze unsichtbare, weder der menschlichen Hand noch dem menschlichen Verstand je zugängliche und erforschbare Gotteswelt mit inbegriffen. Gewiss ist damit auch ein Ort gemeint, aber es ist der Ort, wo Gott ist, jenseits all dessen, was man sich irdisch oder welträumig unter einem Ort vorzustellen vermag. Im Anfang schuf Gott nicht nur die Erde, und nicht nur die Erde und das Weltall, sondern «Himmel und Erde». Auf jeden Fall ist damit mehr und noch anderes gemeint, als Menschen, auch mit moderner wissenschaftlicher und technischer Ausrüstung, sich vorzustellen vermögen. Gottes Schöpfungsbereich ist umfassender als alle menschlichen Bereiche. Gerhard Tersteegen hat diese

unbekannten Dimensionen der Gottesschöpfung vor Augen, wenn er am Schluss des Liedes «Kommt, Kinder, lasst uns gehen» die kühne Aussage wagt: «Welt, du bist uns zu klein. / Wir gehn durch Jesu Leiten / hin in die Ewigkeiten, / es soll nur Jesus sein.» So geht zwar das Unternehmen der Erschaffung der Welt weit über unseren menschlichen Horizont hinaus, aber entscheidend ist hier: Es fängt gut an, weil Gott der Anfänger ist: «Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.»

«Und», heisst es weiter, «die Erde war wüst und leer, und es war finster aus der Tiefe.» Soweit es sich um menschliches Schaffen handelt, kommt man nicht los von der Vorstellung, dass dazu irgendwelche Voraussetzungen vorhanden sein müssen, ein Stoff oder was immer es sei. Ein Tor, ein Verrückter, wer sich einbildet, er schaffe absolut voraussetzungslos! Aber eben, Gott schafft ohne Vorhandenes, ohne «Rohstoff». Gott schafft tatsächlich voraussetzungslos, Gott allein! Gott schafft aus dem Nichts. Seine Schöpfung ist *creatio ex nihilo*, Erschaffung aus dem Nichts. Aber was heisst «nichts»? Wo sind die Worte, mit denen man «nichts» beschreiben könnte? Wie sieht die Wortetikette aus, die man dem Fehlen jeglicher Voraussetzung anhängen könnte? Kann man da mehr aussagen als eben – nichts? Aber nun unternimmt es der Mann der Bibel, das Unsagbare, eben das Nichts zu schildern. Dabei bedient er sich der Worte, die Luther übersetzt mit «Wüste, Leere, Finsternis, Tiefe». Es handelt sich dabei wiederum um lauter Redewendungen, die damals in der heidnischen Welt gebräuchlich waren, womit man damals das Ungestaltete, das Ungeformte und Ungeordnete, das Unvertraute und darum Unheimliche beschrieb. Die Namen dieser gefährlichen Mächte und Urgewalten sind dem Mann der Bibel gerade gut genug, um damit zu umschreiben, was nichts ist (Walther Zimmerli). Neben Gott ist alles, was uns Angst macht, nichts. Was neben und ausser Gott etwas sein will, ist nichts. Die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe. Aber Gott schuf aus diesem

Nichts Himmel und Erde. Und weil Gott, der Allmächtige, das im Anfang tut, weil Gott der Anfänger ist, darum fängt es gut an.

«Und der Geist Gottes», heisst es weiter, «schwebte auf dem Wasser». Gottes Geist über der Urflut, über der Wüste und Leere, über der Finsternis und Tiefe, über dem Nichts. Was soll nun schon das wieder heissen? Wer auch hier verstehen will, kommt sich hilflos vor. Gottes ewiger Schöpfergeist über dem Nichts! Der Kurzbericht über Jesu Taufe am Jordan kann uns da ein wenig behilflich sein. Dort heisst es, der Heilige Geist habe sich auf Jesus herabgesenkt, er habe die Gestalt einer in der Luft schwebenden Taube angenommen. Oder man denkt an die Beschreibung des ersten Pfingstgeschehens. Der Geist sei plötzlich und senkrecht von oben, wie das Brausen eines gewaltigen Sturmwindes, herabgekommen und habe die dort anwesenden Christen mit «Kraft aus der Höhe» erfüllt. So schwebte hier der Geist Gottes über den Wassern. Es liegt hier etwas Trächtiges, eine Spannung des Erwartens in der Luft. Jeden Augenblick kann das Nichts vom Schöpfergeist erfasst und daraus Himmel und Erde erschaffen werden und alles was darin ist. So fängt nach der Bibel das Unternehmen der Erschaffung der Welt an. Es fängt mit Gott an, es fängt gut an. Gott ist der Anfänger. «Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte über den Wassern.» Der Mann des 93. Psalmes äussert sich dazu mit den Worten: «Von Anbeginn steht dein Thron; du bist ewig. Herr, die Wasserströme erheben sich, die Wasserströme erheben ihr Brausen, die Wasserströme heben empor die Wellen. Die Wasserwogen im Meer sind gross und brausen mächtig; der Herr aber ist noch grösser in der Höhe.»

Liebe Gemeinde! Und nun liegt uns schon die ganze Zeit über eine Frage zuvorderst auf der Zunge: Wer sagt das? Wer schreibt diesen Anfang der Bibel? Doch offenbar ein

Mensch. Es gibt nichts Geschriebenes auf dieser Welt, das nicht die Charakterzüge menschlicher Handschrift trägt. Weil der Schreiber aber ein Mensch ist, darum war er selber damals, am Anfang, nicht dabei. Es handelt sich hier somit nicht um Reportage, wir haben hier nicht Augenzeugenaussage vor uns. Dem Denker, Forscher und Grübler Hiob rief Gott einst zu: «Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage an, bist du so klug?» Wer sich hier den Anschein geben wollte, als wäre er dabei gewesen, der müsste sich von Gott die gleiche Zurechtweisung gefallen lassen. Gott ist sein einziger, sein alleiniger Augenzeuge, der alleinige Anfänger, ein anderer existiert nicht. Offen gestanden ist uns das eine Not. Wir sind hier auf die Annahme angewiesen, dass die Worte, die da am Eingang der Bibel stehen, Eingebung dessen sind, der zuerst alleiniger Zeuge war, Offenbarung Gottes, gleichwie etwa der 8. oder der 19. oder der 104. Psalm. Mit den meisten späteren Berichten über die Taten und Eingriffe Gottes sind wir insofern viel besser dran, als es sich dort um menschliche Zeugenaussage handelt. Über die Auferstehung Christi von den Toten zum Beispiel wird ausdrücklich als von einer menschlichen Zeugenaussage gesprochen: «Das da von Anfang war, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschaut haben und unsere Hände betastet haben – das verkündigen wir euch.» Das Osterereignis, das Reden und Wirken Christi, ist von Menschenohren gehört, von Mensचनाugen gesehen, von Menschenhänden betastet worden, die Erschaffung der Welt dagegen nicht. Gewiss fordert auch der apostolische Osterbericht unseren ganzen Glauben. Und auch schon dieser Glaube kann uns zur Not werden. Aber dort sind wenigstens menschliche Zeugen vorhanden. Dass man ganz und ausschliesslich auf Gottes Selbstaussage angewiesen ist, was das Schöpfungswunder anbetrifft, das hat etwas tief Erregendes, ja geradezu Aufreizendes an sich. So ist man mit dem Wort von der Erschaffung der Welt auf die gute

Zuversicht angewiesen, dass, wenn Gott einem Menschen schon den Glauben schenkt, dass der in Bethlehem Geborene sein Sohn ist, dass der am Kreuz Gestorbene der Erlöser von Schuld ist, dass der am dritten Tag Auferstandene der Überwinder des Todes ist, dass derselbe Gott dann auch den Glauben schenken will und kann, dass das, was da vorn in der Bibel über den Anfang aller Dinge steht, tatsächlich so ist, auch wenn menschliche Augenzeugen fehlen. Wer aber an Christus, den Erlöser der Welt, glauben darf, der weiss nun ein für allemal, dass Gott gut ist, gut schon damals, als er die Welt erschuf. Gottes «Gnad und väterliche Güt» ist von allem Anfang an am Werk. Wer aber den Schöpfer aller Dinge durch Christus, den Erlöser, kennt, der kann nun nur dankbar und fröhlich ja sagen: ja, es fängt gut an, denn es fängt mit Gott an, und Gott ist gut.

Soweit die Selbstaussage Gottes. Nun haben auch wir Menschen, nicht von Gott her, sondern von uns aus, uns über die Anfänge aller Dinge unsere Gedanken gemacht. Wir konnten gar nicht anders, als darüber nachdenken, wären nicht Menschen, wenn uns die Fragen «Woher Wohin» nicht beschäftigten. Die Antworten, die wir Menschen uns geben, lauten scheinbar sehr verschieden, gleichen sich aber im Grunde genommen auffallend. Bei den alten Babyloniern, bei den Indern und in Japan findet sich die Anschauung vom Welt-Ei, von einem Ur-Ei, das im Anfang war und aus dem heraus die Welt erwuchs. Ein Stamm aus Zentralafrika hat eine Weltentstehungsantwort entwickelt, die besagt, dass im Anfang eine Kokosnuss war. Unsere germanischen Vorfahren kennen eine Weltentstehungs-Antwort, die, in grossen Zügen zusammengefasst, ungefähr lautet: Im Anfang war Eis und Reif. Eine Kuh leckt mit ihrer warmen Zunge eine Menschengestalt aus dem ewigen Eis und füllt sie mit Leben. Das ist der Ur-Riese Umir oder Ymir. Bald sind weitere Riesen da, die unter Führung des Odin den Kampf aufnehmen und den Umir besiegen. Aus dem Fleisch des gefällten

Ur-Riesen wird die Erde. Aus dem Skelett das Urgestein. Die Blutlache weitet sich aus zum Meer. Sein letzter Atem ist der Wind. Und aus dem hervorquellenden Gehirn entstehen die Wolken. Auch wir modernen Menschen können es nicht lassen, in unseren mehr oder weniger wissenschaftlichen Denkformen Antwort auf die Frage zu geben, wie es im Anfang war. Da ist die Theorie vom Ur-Feuer, von der Ur-Sonne, von der die übrigen Gestirne, unter anderem auch die Erde, ins Weltall hinausgeschleudert wurden. Oder die Hypothese vom Ur-Nebel, aus dem sich durch Kondensation ein Konzentrat, ein Niederschlag, gebildet hat. Oder die Vermutung vom Ur-Schleim, aus dem die ersten Lebewesen hervorgingen. Alle diese menschlichen Antworten, die alten und die neuen, fangen mit etwas an, bleiben aber die Antwort schuldig, woher dieses erste Etwas gekommen sei. Einer der alten Philosophen Griechenlands stösst da noch weiter vor und stellt die Vermutung auf, es müsse ganz im Anfang ein «proton kinon», ein erstes Bewegendes, ein erster Impuls gewesen sein. Dem gegenüber nehmen wir zur Kenntnis, was da in der Bibel steht: Am Anfang Gott. Und weil Gott der Anfänger ist, fängt es gut an.

Am Anfang sei also nicht Etwas gewesen, sondern Jemand: Gott. Wenn nun aber einer kommen und fragen sollte, woher denn dieser erste Jemand, woher denn Gott sei?, dann ist darauf zu antworten: Es gehört zu Gottes Wesen, dass der Mensch nicht sagen kann, woher Gott sei. Könnte der Mensch das sagen, dann wäre Gott nicht Gott, sondern ein Gebilde der menschlichen Denkanstrengung, also ein Götze. Gott wäre dann nicht unser Herr und Schöpfer, wir wären seine Schöpfer und Herren. Aber Gott, Gott ganz allein ist der Anfänger. Vor allem, was Anfang heisst, ist Gott. Und Gott ist das Ende. Gott ist nach allem, was man unter Ende verstehen mag. Gott, Gott allein, ist ohne Anfang und ohne Ende. Gott ist ewig: «Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, *bist* du, o Gott, von

Ewigkeit zu Ewigkeit.» Beweisen lässt sich das nicht. Man soll es nicht beweisen wollen. Man kann aber auch das Gegenteil nicht beweisen. Sowohl der Glaube wie der Unglaube stehen da ohne Beweis. Aber wohl jedem, der glauben darf: Es fängt gut an, denn Gott ist der Anfänger. Und Gott ist gut.

Wenn es wahr ist, dass es mit Gott anfängt, und es ist wahr, dann wohl uns. Auch unser Volksmund befasst sich mehrfach mit dem Anfang. Er sagt zwar sehr vorsichtig: «Ende gut, alles gut.» Hier sagen wir, jetzt von der Bibel her: «Anfang gut, alles gut.» Von menschlichen Anfängen, da hat der Volksmund schon recht, dürfte man das freilich nicht behaupten, fängt doch erfahrungsgemäss manches gut an und nimmt ein schlimmes Ende. Aber weil Gott der Anfänger ist, wagen wir es, kühn, im Glauben kühn, zu sagen: «Anfang gut, alles gut.» Und wenn das schon im Blick auf den Anfang der ganzen Welt gilt, wie sollte es nicht erst recht im Blick auf ein einzelnes angefangenes Kalenderjäärchen gelten! Der Volksmund sagt auch: «Aller Anfang ist schwer.» Gewiss trifft das zu im Blick auf menschliches Beginnen und Unternehmen. Aber wenn, wie wir heute da am Eingang der Bibel vernehmen, Gott den Anfang macht, Gott selber der Anfänger ist, dann ist es nicht die Vermessenheit des Übermenschen, sondern das einfältige Gottvertrauen, das dem Volksmund zu widersprechen wagt und fröhlich erklärt: «Aller Anfang ist leicht.»

Es war bei Anlass eines Krankenbesuches in einem Volkspital. Über jedem Bett hing dort eine Tafel mit der Fiebertabelle und mit dem Namen des Patienten. Auf einer der Tafeln, über einer schätzungsweise 25 jährigen Patientin, ist der Name «Feld» geschrieben. Auf die Frage, woher dieser noch nie gehörte Name stamme, fliegt ein Schatten über das Gesicht der Kranken. Nach einem tiefen Atemholen erzählt sie, laut, so dass die Mitpatienten es hören, sie schreit es geradezu heraus, mit ihrem Namen habe es leider eine

besondere Bewandtnis. Sie sei als Wickelkind, nahe an der Autostrasse, auf dem Feld gefunden worden. Dort wo ein Bauer tags zuvor mit Eingrasen aufgehört habe und man annehmen konnte, dass er am darauf folgenden Morgen früh mit Mähen weiterfahren werde, sei sie von einem vorbeifahrenden Lastwagenfahrer entdeckt worden, ohne jegliche Angabe, namenlos, man habe noch die Spur dessen, der sie an dieser Stelle ausgesetzt habe, vielleicht sei es der eigene Vater gewesen, im Morgentau gesehen. Darauf habe man ihr den Namen ihres Fundortes gegeben: «Feld». Sie gäbe weiss nicht was dafür, wenn sie etwas, es sei gleichgültig was, aber wenigstens etwas von ihrem Vater wüsste. Sie wisse nichts. Es könne kaum ein Mensch ermessen, wie schwer das zu tragen sei.

Die Welt ist nach ihrem guten Anfang zum Spital geworden. Gottes Geschöpfe sind alle mehr oder weniger Patienten. Der Mensch, auch die Luft, ist krank, und das Wasser. Es ist unter diesen Umständen nur gut, dass wir etwas vom Vater wissen. Der Vater aller Dinge hat sich nicht davongemacht. Die Welt ist kein Findelkind. Wir haben heute vernommen, dass der Vater zu uns und zu seiner Welt steht. Und *wie* steht er zu seiner Schöpfung! Die Welt kennt ihren Vater. Wir wissen nicht nur irgendetwas vom Vater, wir wissen viel. Wir vernehmen, wenn wir in diesem Buch, das wir heute aufgeschlagen haben, weiterblättern, dass er ein unglaublich guter Vater ist. Darum sagen wir getrost: «Anfang gut, alles gut.» Es fängt gut an. Gott ist der Anfänger.

Herr, Vater!

Du hast deine Gemeinde, zerstreut unter den Nationen, dass sie dein Wort bekenne und dich ehre.

Und du hast zugesagt, dass es in der Welt bis zuletzt ein Gottesvolk geben soll.

Für diese deine Kirche bitten wir dich jetzt besonders:

Wecke sie aus dem Schlaf ihrer Gewohnheiten.

Erneuere sie aus dem Geist.

Schenk ihr eine glaubhafte Predigt.
Löse in der alten Christenheit eine solche Bewegung aus,
dass die Kleingläubigen mutig werden,
die Zweifler zum Glauben kommen,
die Verzagten anfangen zu hoffen,
und alte Feindschaft hinweggeliebt wird.
Und schliesslich, Vater,
wehre allem, was zu einem Atomkrieg treibt.
Deine Güte reicht, so weit der Himmel ist,
und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen,
und grossen Frieden hat, wer deine Gebote liebt.
So sind wir guter Zuversicht, dass du, Anfänger,
auch Vollender sein wirst, in Herrlichkeit.
Und wer jetzt an dich glaubt,
wird dich schauen von Angesicht. Amen.

Licht

Herr, Vater!

Geber aller guten und vollkommenen Gaben.

Wir danken dir, dass du uns heute Gelegenheit gibst,
dein Wort zu hören.

Gib unseren Nerven Ruhe und Entspannung,
dass wir zum Stillesein und Zuhören fähig werden.

Nimm die Trägheit

und den heimlichen Widerstand von uns.

Rufe uns zurück von falschen Wegen.

Sammele dein Volk aus der Zerstreuung.

Lass Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung geschehen.

Und rüste uns aus mit Kraft aus der Höhe.

Stärke den Angefochtenen den Glauben an deine Treue.

Den Verzagten das Zutrauen zu deiner Allmacht.

Wir bitten dich auch darum, dass wir fähiger werden,

uns bei der Arbeit mit den Menschen zurechtzufinden.

Auch die nächsten Angehörigen hilf uns ertragen,

dass dein guter Name durch uns nicht in Verruf komme.

So fülle uns in dieser Morgenstunde mit Dank und Freude,

damit die Leute erkennen, dass du dran bist,

unter uns in dieser Zeit dein Reich zu bauen

bis zu jenem grossen Tag,

da du das Angefangene vollenden wirst

in Kraft und Herrlichkeit. Amen.

³Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.

⁴Und Gott sah, dass das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis ⁵und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. 1. Mose 1,3-5

Liebe Gemeinde!

«Gott sprach.» Gott könnte auch nicht sprechen, könnte ein stummer Gott sein. Jetzt aber bricht er das Schweigen. «Gott

sprach.» Es ist der menschlichen Vernunft anstößig, dass etwas so überaus Menschliches (er sprach) von Gott ausgesagt wird. Man würde eigentlich einem Gott, der nicht spricht, den Vorzug geben: Ein ewiges Sein, eine erhabene Idee, eine Gottheit, ein Symbol, ein Sinnbild des Sittlichen, eine «Tiefe». So wie es Liebhaber der abstrakten Kunst gibt, so würde es dem Menschen liegen, Liebhaber einer abstrakten Religiosität zu sein. Ein Gott, der wie ein Bild an der Wand hängt und eben nicht spricht, würde uns passen. Hingegen der Gott, der spricht und schweigt, der etwas mit uns haben will, der Gott, der uns auf den Leib rückt, der uns anredet, der «du» sagt, der Gott, der befiehlt und fordert, der sagt: «du sollst» und «du sollst nicht», der Gott, der in die Entscheidung stellt und herausfordert: Gehorsam oder Ungehorsam? Ja oder nein? – Ein solcher Gott ist unerwünscht, ärgerlich. Die «reine Gottesidee» wäre vornehmer. Der «klare Gottesbegriff» wäre weniger vulgär, gleichsam stilgerechter. Aber, da heisst es nun halt: «Und Gott sprach.» Er ist ein redender, ein persönlicher Gott. Passe es uns oder nicht.

Das Sprechen Gottes ist allerdings nicht nur peinlich und ärgerlich, es ist, wo das Geheimnis des Glaubens sich ereignet, erfreulich und banal gesagt, schön. Mit diesem Gott kann man seine Erfahrungen machen. Und es sind nicht schlimme, es werden gute und hilfreiche Erfahrungen sein. Man kann nämlich erfahren, dass Gott zu seinem Wort steht. Es ist dann nicht mehr nur Wort, es kommt zum Ereignis, zum Widerfahrnis. Bei Gott sind Wort und Tat eins. Israel, das Gottesvolk, hat reichlich erfahren, dass auf Gottes Wort Verlass ist. Die kühne, die menschlich aussichtslose Flucht aus Ägypten zum Beispiel geschah auf Gottes Anstiften, Befehl und Verheissung hin. Und die Flucht aus Ägypten gelang. Und später haben Israels Propheten unverdrossen ihr monotones «So spricht der Herr» gesagt. Sie haben im Auftrag Gottes ausgesprochen, dass Liebäugeln mit den

Weltmächten, alle noch so vorsichtige Bündnispolitik, Vertrauen auf Besitz, auf Pferde und «neuzeitliches» Rüstungsmaterial das Volk nicht retten wird. Verlasst euch auf Gott, auf Gott allein. «Verflucht ist, wer sich auf Menschen verlässt und hält Fleisch für seinen Arm» (Jeremia). Und die Propheten haben mit ihrem «so spricht der Herr» recht bekommen, hundertmal recht behalten. Und als dann Jerusalem erobert, der Tempel zerstört und das Volk verschleppt war, da gab es nichts mehr, woran dies Volk sich halten konnte, ausser der Zusage Gottes, dass es eine Heimkehr aus der Zerstreuung geben wird, weil Gott seinem Verheissungswort treu bleibt. Und wieder hat Gott recht behalten. Wer auf sein Wort baute, war Ends aller Enden nicht blamiert. Diese, durch Jahrhunderte hindurch erprobte und bewährte Zuverlässigkeit des Wortes Gottes gibt dem Israeliten, und erst recht auch dem Christenmenschen, der ja noch ganz andere Beweise der Worttreue Gottes kennt, die Freudigkeit, ja den Mut, die Kühnheit zu glauben, dass Gott die Welt tatsächlich durch sein Wort erschaffen hat. Dass die Welt und alles, was existiert, aus Gottes Willen, auf Gottes Befehl und Veranlassung, ins Dasein gerufen wurde. Die Welt hat sich nicht mirnichts dirnichts entwickelt und aus sich selber entfaltet. Die Welt ist gewollt, beabsichtigt, durchs Wort Gottes veranlasst. Die Erde ist Gottes Geschöpf. Wir schämen uns allen noch so vernünftigen Überlegungen und Einwänden gegenüber nicht, an die Allmacht des göttlichen Willens und Wortes zu glauben. «Durch den Glauben merken wir, dass die Welt durch Gottes Wort hergestellt ist», wie es im Hebräerbrief (11,2) heisst. Bekennen wir darum doch ganz ungeniert und unverschämt zusammen mit der Christenheit der Jahrhunderte: «Ich glaube an Gott Vater, den Allmächtigen, Schöpfer des Himmels und der Erde.»

«Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.» Was es ist, das hier «Licht» genannt wird, weiss man nicht. Man kann versuchen, es mit dem Aufwand poetischer Phantasie

zu umschreiben, wie es «herrlich war wie am ersten Tag» (Goethe). Man kann zu diesem Zweck die reiche und grosse Welt der Töne aufbieten, wie es etwa Joseph Haydn in seiner «Schöpfung» unternimmt. Wir wissen nur eines sicher: Es war geschaffenes Licht. Von einer Sonne, von Mond und Sternen ist noch weit und breit nichts vorhanden. Gewiss kann sich unser kausales Denken nur Licht vorstellen, das von einer Lichtquelle, von einem Leuchtkörper ausgeht. Lichtträger, Lichtquelle ist hier Gott: «Bei dir ist die Quelle des Lebens, und in deinem Licht sehen wir das Licht» (Psalm 36).

Es war noch kein Menschenohr da, um zu hören, was Gott sprach. Es fehlte noch das Menschenauge, um zu sehen, was Gott schuf, als er dem Licht rief, dass es sei. Noch kein Menschenherz empfand Freude an diesem Licht. Aber Gott, Gottes Ohr hörte, Gottes Herz hatte Wohlgefallen, Gottes Auge sah und liebte das Licht. Mit andern Worten: «Und Gott sah, dass es gut war.» Das Licht ist gut. Das will nicht sagen, es sei von guter Qualität. Gott ist gut. Und was Gott in seiner Güte anschaut, das wird gut. So hat es Christus einmal ausgesprochen und festgelegt: «niemand ist gut als der alleinige Gott.» Ja, niemand und nichts ausser Gott ist gut. Aber wer Gottes Blick, einen einzigen Blick aus Gottes Herzen empfängt, der ist gut. Und Gott will uns anblicken. Gott will uns lieben. Gott will Wohlgefallen an uns haben. Gottes Güte macht gut. «Und Gott sah, dass es gut war.»

Und Gott hat seit jenem ersten Tag nicht aufgehört, «anzusehen, dass es gut war». Gott will sich seither an seinen Geschöpfen freuen, nicht nur an jenem des ersten Schöpfungstages, nicht nur am Licht. Gott sieht später mit seinem liebenden Blick die Pflanzen an, die Gestirne, die Tiere – und die Menschen. Und Gott wird mit seinem liebenden Anschauen fortfahren, sieht Noah an und Abraham, Moses, Samuel, David. Und Maria kann es nicht anders sagen als mit denselben Worten: «Angesehen hat Gott die Niedrigkeit

seiner Magd.» Und dann kommt jener Morgen, da der Gott, welcher die Niedrigkeit seiner Geschöpfe ansieht, die Fischer am See, einen Petrus und Andreas ansieht. Er sieht die Menschen in den Dörfern und Städten. Er sieht die Unangesehenen, denen kein Mensch sonst Beachtung schenkt. Er sieht die Menschen am Wegrand, die auf der Strasse, die hinter den Zäunen. Er sieht den Zachäus auf dem Maulbeerbaum, den Saulus unterwegs nach Damaskus, unterwegs zum Verbrechen. Er sieht sie alle an, und das heisst, er liebt sie. «Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.» Calvin sagt zu dieser Stelle, dass wir «in dieses Urteil Gottes einstimmen, nicht bemängeln und verkleinern sollen, was Gott erschaffen hat». Wir haben das Recht nicht, ein Geschöpf dieses Gottes zu verachten und herabzumindern. Dass wir Namen von Tieren und Pflanzen als Schimpfnamen benutzen, ist Verachtung des Schöpfers und geht auf seine Ehre. Kein Schwein, kein Spatz, keine Kröte oder Wanze, kein Wurm der Erde, keine «Säublumme» (Löwenzahn) und keine «Stinkende Hoffart» ist verächtlich, seitdem Gott sie angeschaut, geliebt, sein Wohlgefallen an ihnen ausgesprochen hat. Ja, wir haben auch nicht das Recht, uns selber herabzumindern und zu verachten, denn auch und erst recht von uns gilt: «Gott sah, dass es gut war.» Hier fällt etwas auf. Es heisst wohl vom Licht, Gott habe es erschaffen und angeschaut, nicht aber heisst es dasselbe von der Finsternis. Was will das bedeuten? Kann man daraus schliessen, dass Gott das Dunkel nicht erschaffen habe? Ein anderer, ein zweiter, ein Gegengott wäre dann Schöpfer und Herr der Finsternis. So redet die altpersische Religion des Zarathustra vom Kampf zweier gottähnlicher Mächte, vom Kampf des Lichtes mit der Finsternis, der Finsternis mit dem Licht. In ähnlicher Richtung dachte die frühchristliche Sekte der Manichäer. Dieser Kampf der beiden Prinzipien oder Mächte ist deswegen bedrohlich, weil er unentschieden ist. Weil Finsternis und Licht sich dabei die Waage halten. Nach

christlichem Glauben aber ist «Gott Vater der Allmächtige, Schöpfer Himmels und der Erde». Und ausser dem einen Schöpfer und Herrn gibt es nicht einen zweiten. Gott hat beides ins Dasein gerufen, sowohl die Finsternis wie das Licht. «Man soll erfahren vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, dass ausser mir keiner sei. Ich bin der Herr und keiner mehr! Der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe das Übel. Ich bin der Herr, der solches alles tut» (Jes. 45).

Gewiss ist Kampf zwischen Licht und Finsternis möglich. Das Licht ist von der Finsternis her angefochten und bedroht. Gewiss hat es oft und immer wieder etwa den Anschein, als wäre die Finsternis dem Lichte überlegen und als müsste das Licht unterliegen. Aber, und das ist nun schon in diesen ersten Sätzen der Heiligen Schrift angemeldet: Gott ist zwar gewissermassen der Begünstiger, der Freund, sogar der «Vater des Lichts», Gott steht auf der Lichtseite, ist aber gleichzeitig der Herr und Bändiger auch der Finsternis. Gott wird nie einen endgültigen Sieg der Finsternis dulden. Nicht mehr, aber auch nicht weniger will gesagt sein mit der Tatsache, dass hier wohl von der Erschaffung des Lichtes, nicht aber der Finsternis die Rede ist. Darauf hin deutet auch das Wort: «Gott schied das Licht von der Finsternis.» Gott weist der Finsternis einen Bereich zu und bezweckt damit, das Licht gegen den Einbruch und Übergriff der Finsternis zu schützen. Gott behält sich jederzeit die Entscheidung darüber vor, bis wohin die Finsternis vor- und eindringen kann, wo ihr aber jene Grenze gesetzt ist, da es dann heisst: «Bis hierher und nicht weiter.» Ja, Gott selber «wohnt in einem Lichte, da niemand hinzukommt» (1. Tim. 6). Das heisst deutlich, in Gott selber hat die Finsternis nichts zu suchen.

Mit diesem Herrschaftsanspruch Gottes über Finsternis und Licht hängt die andere Aussage zusammen: «Und Gott nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht.» Namengebung ist in der Bibel nicht jene Zufälligkeit, auch nicht jene

Spielerei, wie das bei uns üblich ist. Hier hat Namengebung etwas Verbindliches an sich. Wessen Name eine Person oder Sache trägt, dessen Eigentum ist sie. Es ist hier, wie wenn wir einen Hut oder Regenschirm oder einen Mantel mit unseren Initialen versehen, damit Verwechslungen vermieden werden, oder wie wenn man in ein hölzernes Werkzeug seinen Namen einbrennt. In diesem Sinne ist es zu deuten, dass Gott Finsternis und Licht aus der Anonymität, aus der Namenlosigkeit herausholt und jedem einen Namen gibt. Beide sind sein Eigentum. Über beide behält er sich sein Verfügungsrecht vor: Über Licht und Finsternis, über Tag und Nacht.

Aber wenn er nun auch jedem einen Namen gibt, will das noch einmal nicht heissen, dass beide gleichwertig und einander ebenbürtig seien. Der Vorzug, den Gott dem Tag, dem Lichte gibt, tritt noch einmal auffallend deutlich in Erscheinung in der letzten Aussage über diesen ersten Schöpfungstag, die lautet: «Da ward es Abend, da ward es Morgen, ein erster Tag.» Das gleiche heisst es nun sechsmal hintereinander. Es kehrt refrainartig wieder nach jeder Strophe des Anbetungspsalmes, mit dem da die Bibel beginnt. Man beachte die Reihenfolge. Sie ist anders, als wir sie gewohnt sind. Das Erleben, Denken und Empfinden, das sich in unser Bewusstsein eingeschliffen hat, geht in umgekehrter Reihenfolge: Es beginnt mit dem Morgen und hört auf mit dem Abend. Im Bernbiet arbeitet man «vom Morgen bis zum Abend». Das Gefälle des natürlichen Empfindens beginnt mit dem Morgen als Höhepunkt und fällt ab zum Abend als Tiefpunkt. Ja, die ganze Lebensdauer pflegt der Mensch unter diesem Gesichtspunkt zu sehen. Wir beginnen mit dem Lebensmorgen, erreichen am Mittag die Lebensmitte und beschliessen unser Dasein mit dem bekannten Lebensabend. Und nach dem Abend folgt die Nacht.

Die Heilige Schrift weiss auch um dieses Gefälle dem Abend, der Nacht, dem Abgrund zu. Nirgends sind da die

Schrecken der Finsternis, die Nöte und Gefahren der Nacht verharmlost. Man weiss hier genau Bescheid um die «Macht der Finsternis». Aber das biblische Gesamtbild bezeugt eindeutig den Sieg des Tages. Nie hat hier die Finsternis das letzte Wort. Die ganze Gottesgeschichte zielt hin auf einen Zeitpunkt, der geheimnisvoll «Tag» genannt wird. Immer wieder, wie das Streckenlicht im Tunnel, erscheint im biblischen Zeugnis der «Tag». Von «jenem Tag» reden die Propheten des Alten Bundes. Und als die Zeit erfüllt war, brach der in Aussicht gestellte «Tag» an. Christus ist der Tagesanbruch. Nicht zufällig sind es lauter «Tage», die das Leben, Leiden und die Herrlichkeit des Herrn markieren: Der Karfreitag, der Ostertag, der Himmelfahrtstag, der Tag der Pfingsten. Und die einzige Nacht, die Weihnacht, ist erfüllt von einem Licht, heller als tausend Sonnen: «Und die Klarheit des Herrn umleuchtete sie.» Und den Sabbat feiern die ersten Christen als «Tag des Herrn». Und das Ziel des ganzen Weltgeschehens, das Ende der Wege Gottes, sehen sie in «jenem Tag», den wir den «Jüngsten Tag» nennen. Bei den Propheten heisst er noch «der grosse und schreckliche Tag des Herrn». Paulus aber redet von ihm als von einem lichtstarken Ereignis: «Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe herbeigekommen.» Ja, Petrus spricht sogar vom «hellen Morgenstern, der aufgegangen ist in unseren Herzen». Auf Grund dieses biblischen Zeugnisses unternimmt es Martin Luther, kühn vom «lieben Jüngsten Tag» zu reden. Und im Heidelberger Katechismus, dem Reformierten Bekenntnisbüchlein, sind die Christgläubigen aufgefordert: «getrost und erhobenen Hauptes dem Jüngsten Tag entgegenzugehen». Woher diese Kühnheit? Aus dem Glauben, dass Christus am Kreuz die Schrecken des Jüngsten Gerichts auf sich genommen und durchgestanden hat für alle, die an ihn glauben. So kann man geradezu sagen: Am Kreuz ist der «grosse und schreckliche Tag» zum «lieben Jüngsten Tag»

geworden. «Da ward es Abend, da ward es Morgen, ein erster Tag.»

Der uns bekannte Wechsel von Abend und Morgen, von Finsternis und Licht, von Nacht und Tag ist jedenfalls nach allem, was die Schrift uns sagt, nicht das Letzte. Der Lauf der Welt wird einmal damit enden, dass keine Nacht mehr auf den Tag folgen wird. Schon der Karfreitag weist zeichenhaft auf diesen Endsieg des Lichtes hin. Da wird es so finster, dass die Sonne ihren Schein verliert. Gerade weil hier derjenige, der von sich sagt: «Ich bin das Licht der Welt», im Entscheidungskampf die Finsternis besiegt, wird es in einem letzten ohnmächtigen Aufbäumen der Finsternis «von der sechsten bis zur neunten Stunde dunkel». Und in seinen Endzeitreden sagt Christus einen Zustand an, da, nach aller vorausgegangenen Trübsal, «Sonne und Mond ihren Schein verlieren werden, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels werden sich bewegen» (Mk. 13). Und schliesslich zeigt uns die Offenbarung des Johannes zuletzt die Heilige Stadt, das neue Jerusalem, dessen «Gassen werden sein wie durchscheinend Glas, und es wird nicht hineingehen irgendein Gemeines». Und, heisst es dann, «sie wird keiner Sonne und keines Mondes mehr bedürfen, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie». Dieser vollendete Sieg des Tages, auf den keine weitere Nacht mehr folgt, ist das Endziel der Wege Gottes.

An diesem Ziel sind wir jetzt noch nicht, aber wir wollen es im Auge behalten, uns durch keine Nacht schrecken, aber auch durch kein vergängliches Licht täuschen und verführen lassen. Es sei mir hier erlaubt, im Lichte unserer heutigen Frohbotschaft auf eine meiner ersten Lebenserinnerungen hinzuweisen: Der 9. Januar des Jahres 1905 war für unser Bauern- und Fabrikdorf am Jurafuss ein Markstein, ein Übergang von einer alten zu einer Zeit, die damals jedermann als «neue Zeit» empfand. Die entscheidende Rolle spielte bei diesem Anlass das elektrische Licht. Es sollte an

diesem Abend zum ersten Mal die Dorfbeleuchtung in Funktion gesetzt werden. Wir Kinder freuten uns auf das Ereignis wie kurz zuvor auf den Weihnachtsbaum. Nun werden wir beim nächtlichen Gang durch die finsternen Winkel des Dorfes nie mehr Angst haben müssen. In der Schule übte man Lieder. Man sprach mit einem leisen Wonnenschauer davon, dass in Zukunft der Wegknecht mit einer einzigen Schalterbewegung das ganze Dorf in einem Augenblick wird illuminieren können. Die Alten sagten, wenn das doch der verstorbene Vater, die Mutter hätten miterleben dürfen! Der Ingenieur, der in jener ganzen Gegend die Einrichtung der Straßenbeleuchtung zu überwachen hatte, wurde als Lichtbringer gefeiert. An jenem für eine Dorfschaft, für eine ganze Generation denkwürdigen Abend hörte ich zum ersten Mal die grossen Worte: «Es werde Licht, und es ward Licht.» Als dann nach Einbruch der Dunkelheit der Augenblick gekommen war, stand alt und jung vor den Häusern und wartete auf das Wunder der Lichtwerdung. Und «Gott sah, dass das Licht gut war». Es war ohne Zweifel gut, denn es war eine Gabe des Schöpfers, das elektrische Licht. Aber in einem Hause des Dorfes ging an jenem 9. Januarabend das Licht aus, die Leute sagten «für immer». In einer Familie starb plötzlich der Vater*. Die nächsten Nachbarn standen im Sterbezimmer, hilflos und mit gedämpften Stimmen. Sechs vaterlosen Kindern erlosch jäh der Glanz der elektrischen Dorfbeleuchtung. Über einer Witwe schlug die Finsternis zusammen. Die Nacht, der kein geschaffenes Licht gewachsen ist. Geblieben war nichts – nichts als das Wort. «Und Gott sprach.» Gott hat zuerst sein Schöpferwort gesprochen. Gott hat dann sein Osterwort gesprochen, dass Christus die Finsternis des Todes, den Tod selber, besiegt hat. Dies Wort, die Osterbotschaft, war da. Das Wort allein war geblieben und war an jenem Abend das Licht im Trauerhaus. «Und Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht. Da ward aus Abend und Morgen ein erster Tag.» Gott hat seither

gesprochen und wird sprechen, bis dass einst aus Abend und aus Morgen der letzte Tag sein wird. Amen.

Herr, Vater!

Du hast gesprochen: «Es werde Licht.»

Sprich auch in dieser Zeit «Es werde».

Lass dein Wort so an uns geschehen,
dass es dein Wille ist und dein Befehl.

Wo schwache Menschen deinem Wort dienen,
schenk deine Vollmacht dazu.

Gib zum Reden aus dem Geist ein Hören aus dem Geist.

Nimm die Angst vor deinem Eingreifen von uns Christen,
damit wir deinem Wirken nicht länger im Weg stehen.

Wo aber dein Wort Ärgernis und Widerspruch erregt,
da lass uns erkennen, dass es so dein Wille ist.

Schenk den Gemeindegliedern und Vorstehern der Kirche
die Bereitschaft, Widerwärtigkeiten zu ertragen.

So segne den arm und leer gewordenen
Schoss deiner Kirche.

Lass einen Neuanfang werden,

wie du es getan hast, wenn deine Sache daniederlag.

So erneuere unser Denken, Reden, Schreiben und Tun,
damit unser Volk erkennt, dass du lebst und wirkst.

Wehre allem, was zum Atomkrieg treibt.

Rüste auch unser Volk und seine Behörden aus
mit einem neuen, gewissen Geist.

An deinem Wort durch die Kraft deines Geistes
können wir genesen.

Du aber wirst dein Werk vollenden.

Kein Mensch und keine Macht kann dich dran hindern,
zu tun, was du verheissen hast,

Herr, du treuer Gott und Vater. Amen.

*Als Walter Lüthi 4 Jahre alt war, starb sein Vater im Alter von 39 Jahren.

Himmel

Herr, Vater!

Du weisst, was uns bewogen hat, hierher zu kommen.
Dir ist bekannt, wie es um uns steht
und wo wir nicht weiter wissen,
wo wir selber schuld sind und wo andere an uns fehlten.
Weil du uns in Christus liebst, kennst du uns.
Schenk uns heute das Wort, das wir nötig haben,
die Erkenntnis, die uns weiterhilft.
Wir bitten dich jetzt um den Beistand deines Geistes,
das Unbegreifliche zu glauben,
das Unwahrscheinliche zu hoffen,
und das Unmögliche zu tun.
Wir danken dir, Vater,
dass du bis zu diesem Morgen Geduld mit uns hast.
Unser zeitliches Wohl und
unser ewiges Heil liegt dir am Herzen.
Du hast die Welt, die du erschaffen hast
und in der wir leben dürfen,
fest in deiner allmächtigen Hand.
Du wirst nicht ruhen, bis dass auf Erden
jede Zunge bekennen wird, dass du der Herr bist,
hochgelobt in Ewigkeit. Amen.

⁶ Und Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern, die da scheidet zwischen den Wassern. ⁷ Da machte Gott die Feste und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste. Und es geschah so. ⁸ Und Gott nannte die Feste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der zweite Tag. 1. Mose 1,6-8

Liebe Gemeinde!

«Und Gott nannte die Feste Himmel.» Zuerst hiess es «Himmel und Erde», jetzt gibt es also das, was Gott «Himmel» nennt. Himmel – damit ist das Wort gefallen, das allein im

Neuen Testament 284mal vorkommt. Eines der Hauptworte der Heiligen Schrift. Jenes grosse und liebe Wort, das uns aus dem Herzen kommt und über die Lippen geht, sooft wir beten: «Unser Vater, der du bist in den Himmeln.» Die Bedeutung des Wortes «Himmel» ist vielseitig. Es ist sowohl im Alten wie im Neuen Testament nicht umsonst von einer Mehrzahl, von einer Vielzahl, eben von «Himmeln» die Rede. Im Theologischen Wörterbuch sind über dieses eine Wort nicht weniger als 47 grosse Seiten nachzulesen. Aber diese Bedeutungen, wie verschieden sie sein mögen, eines haben sie alle gemeinsam: Wenn von den Himmeln die Rede ist, dann ist von Gott die Rede. Die Himmel und Gott gehören so zusammen, dass die beiden Wörter zwar nicht immer, aber in gewissen Fällen auswechselbar werden. Uns wird jenes Beispiel am bekanntesten sein, da Schiller seinen Tell in der Hohlen Gasse dem Gessler zurufen lässt: «Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt, fort musst du, deine Uhr ist abgelaufen.» So kann, wenn man «Himmel» sagt, geradezu Gott gemeint sein.

Aber nun darf das nicht so missverstanden werden, als könnte Gott nur im Himmel sein, als wäre er gleichsam der Gefangene des Himmels. Gott ist der Herr des Himmels. Gott ist frei. Er kann, wenn er will, in den Himmeln sein, er kann aber ebenso auch *nicht* in den Himmeln sein. Es ist überhaupt kein Ort denkbar, da Gott nicht sein, und den Gott nicht auch wieder verlassen könnte. Wenn Horst Bannach seinen Anmerkungen zum Kolosserbrief den Titel gibt: «Der Himmel ist nicht mehr oben», dann ist das mehr sensationell herausfordernd als sachlich zutreffend. Es ist nicht einzusehen, warum Gottes Aufenthaltsort irgendwo *nicht* soll sein können. Es geht hier um eine der Grundeigenschaften Gottes: um seine Allgegenwart, wie sie etwa in dem Psalmwort bezeugt ist: «Führe ich gen Himmel, so bist du da, bettete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äussersten Meer, so

würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten» (Ps. 139).

Diese Allgegenwart und Freizügigkeit Gottes ist bezeugt im bekannten Wort des Propheten: «So spricht der Hohe und Erhabene, der ewiglich wohnt und des Name heilig ist: Ich wohne in der Höhe und im Heiligtum und bei denen, die zerschlagenen und demütigen Geistes sind, auf dass ich erquicke den Geist der Gedeütigten und das Herz der Zerschlagenen» (Jes. 57). An diese nicht fixierbare Freizügigkeit Gottes hat auch Salomo gedacht. Es heisst, als dieser dranging, Gott eine feste Wohnung, einen Tempel in Jerusalem zu bauen (es geschieht das dort zum ersten Mal), da, bei Anlass der Tempelweihe, sei er vom Gedanken überfallen worden, wie unsinnig, ja wie unmöglich dies Unternehmen wäre, wenn nicht Gott selber sein Einverständnis dazu gegeben hätte: «Sollte in Wahrheit Gott auf Erden wohnen? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen; wie sollte es denn dies Haus tun, das ich gebaut habe?» (1. Kön. 8) Aber nun eine merkwürdige Feststellung: Obschon Gott überall sein oder nicht sein kann – er kann in Ost und West, im Süden und im Norden, er kann oben, unten und in der Mitte, er kann in mir sein oder ausser mir –, obschon sich Gott in keiner Weise fixieren lässt, gefällt es ihm offenbar, gewisse Orte vorzuziehen, sich auf bestimmte Orte gleichsam festzulegen. Und nun ist es höchst auffällig, dass Gott das, was wir in der Sprache, die wir verstehen, «Höhe» und «oben» nennen, offenbar vorzieht. Gott erlaubt uns, dass, wenn wir an ihn denken, dass wir dann nach «oben» denken. Er will für uns offensichtlich ein «Gott in der Höhe» sein und hat bestimmt seine Gründe dafür. Man hat etwa schon geltend gemacht, dass Gott mit seiner Bevorzugung der «Höhe» und des «Oben» eine Wertung, gar eine Rangordnung vornehme. Etwa im Sinne des bekannten Obenansitzens bei Tisch. Was obenan ist, hat besondere Wichtigkeit. Mehr als geistreiche Deutung aber ist das wohl

nicht. Der Grund, warum Gott der «Höhe» und dem «Oben» einen gewissen Vorzug gibt, ist uns nicht bekannt. Es ist einfach Tatsache. An sich könnte er ja ebensogut auch ein «Gott in der Tiefe» sein, oder ein «Gott in der Mitte». Aber nun gibt er dem, was wir «Höhe» nennen, den Vorzug. Warum? Eigentlich hätten wir Menschen allen Grund, Gott in die Tiefe zu lokalisieren, ihn «unten» zu suchen. Und der natürliche Mensch, der «Heide», sucht gelegentlich seine Götter tatsächlich unten. Was den Menschen ernährt, das Gras, das Getreide, die Kartoffel, was wir zum Leben brauchen, kommt ja doch in der Hauptsache von unten. So könnten wir wie die Heiden all die Erdgötter und Fruchtbarkeitsgöttinnen verehren. Aber eben von diesem naheliegenden, von diesem natürlichen Vorgang distanziert sich Gott aufs entschiedenste. Mögen die Völker sprechen: «Aller Segen kommt von unten», Gott verfügt und gebietet, dass aller Segen von oben kommt: «Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, bei welchem ist kein Wechsel des Lichtes und der Finsternis.»

Nach dieser notwendigen Klarstellung dürfen wir jetzt, ohne Gefahr missverstanden zu werden, es auszusprechen wagen, dass es nach dem Zeugnis der Schrift obere und untere, ja dass es einen obersten und einen untersten Himmel gibt. Und auch der oberste Himmel ist ein Ort, wie Jesus sich ausdrückt, eine «Stätte». Aber dieser Ort ist nicht vorstellbar. Er ist Geheimnis. Alle, auch die entlegensten Örter, auch die unendlichen Welträume sind noch diesseitig, und es ist denkbar, dass es uns Menschen gelingt, sie früher oder später zu erreichen. Der «oberste» Himmel aber ist ein Ort, eine Stätte jenseits des Denkbaren und Erreichbaren, es ist ein «Ort, da niemand hinzukommt». Dort ist nach seinem eigenen Willen Gott. Dort sind die vieltausendmaltausend Engel und Seligen, die Gott Tag und Nacht anbeten. Dort hält sich Gott aber nicht nur auf, dort regiert er. «Thron» ist die

Verkörperung des Herrschens. Dort ist gleichsam die «Amtsstelle Gottes» (K. Barth). Dort fallen die Entscheidungen. Und weil es diese «Amtsstelle Gottes» gibt, den Himmel, in dem Gott regiert, darum hat Beten Sinn. Ohne diese Stelle, von wo her regiert und verfügt wird, wäre Beten wirkungslos. An diese Stelle wenden wir uns, wenn wir sagen: «Unser Vater, der du bist in den Himmeln.»

Von diesem Ort ist die bis jetzt für Himmel und Erde entscheidende Verfügung ausgegangen, dass Jesus Christus, der von Ewigkeit her beim Vater war, auf die Erde kommen und Mensch werden solle, mit dem Auftrag, die Menschheit zu erlösen. Zu diesem unserem Erkennen verborgenen Ort wird dem Herrn bei Anlass der Jordantaufe Einblick gewährt, dort wo es heisst, der Himmel habe sich über ihm geöffnet und der Heilige Geist sei auf ihn gekommen. Mit diesem Ort steht der Herr in dauernder Verbindung während seiner Nächte durchwachten Zwiesprachen mit dem Vater, ausgenommen der eine Augenblick, da er schreien muss, Gott habe ihn verlassen. An diesen Ort hat ihn dann der Vater, nach der tiefsten Erniedrigung, erhöht. Dorthin ist er gegangen am Tag der Himmelfahrt. Und dort, zur Rechten des Vaters, ist ihm «gegeben alle Gewalt im Himmel und auf der Erde». Von dort her übt er seither seine Herrschergewalt aus. Dort ist er unser Fürbitter und Fürsprecher. Von dort her steht er in Verbindung mit denen, die auf Erden an ihn glauben und übt seinen Einfluss auf sie aus. Er ist das Haupt im Himmel, die Seinen sind seine Glieder auf Erden. Darum eben hat es Sinn, sich betend an Christus zu wenden.

An diese «Amtsstelle» auf höchster Ebene, ja jenseits aller höchsten Ebenen, denkt Jesus, wenn er die Seinen auffordert, sich nicht zu fürchten; wenn er ihnen sagt, es falle kein Spatz vom Dach, ohne dass der Vater im Himmel es wisse, es falle kein Haar von ihrem Haupt, ohne den Willen ihres Vaters, wenn er ihnen sagt: «In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.» An diesen

«obersten» Himmel hat offenbar Martin Luther damals gedacht, als man ihm gutmeinend vorhielt: Wenn der Papst dich in Bann tut, und wenn auch der Kaiser dich fallen lässt, wo willst du dann überhaupt noch sein? Darauf soll der Reformator geantwortet haben: «Unterm Himmel.» Wohl jedem, der es durch Jesus Christus, der es unterm Beistand des Heiligen Geistes glauben darf: Es gibt einen Ort, da man sein kann, von dem niemand und nichts uns zu vertreiben vermag: der Himmel. Dieser «oberste» Himmel befindet sich nun allerdings hoch über dem, was hier gemeint ist mit den Worten: «Und Gott nannte die Feste Himmel.» (8).

Gehen wir nun diesem Wort von der «Feste» noch etwas sorgfältiger auf den Grund. Was ist damit gemeint? Nach dem genauen Wortlaut versteht man darunter etwas Plattgehämmertes, Breitgestampftes, wir würden sagen eine ausgewalzte Fläche, so wie die Mutter den Kuchenteig auswalzt oder im Walzwerk die Stahlflächen hergestellt werden, etwas Ausgespreitetes, Hauchdünnes, und doch Solides. Das lateinische «Firmament» trifft nicht übel, was hier gesagt sein will. Gott habe eine dünne, solide Wölbung zwischen den Wassern entstehen lassen und habe so die Wasser über der Feste und unter der Wölbung voneinander geschieden. Calvin hat hier sicher recht mit seiner Bemerkung: «Nach meiner festen Überzeugung haben wir es hier nur mit der Welt der sichtbaren Dinge zu tun.» Gewiss, hier geht es nun um den «untersten», uns zugekehrten Himmel, um das, was wir von Kindheit auf sehen und «Himmel» nennen. Diesen «untersten» Himmel meint offenbar auch jene kirchliche Jugendgruppe, auf deren Quartalsprogramm man letzthin das Thema las: «Wir diskutieren über den Himmel.» Nur diesen «untersten» Himmel, diese «Feste», kann Bert Brecht meinen, wenn er in seinem «Leben des Galilei», das diesen Winter in unserem Stadttheater aufgeführt wurde, vom Helden des Stückes sagt: Am 10. Januar des Jahres 1610 erklärte Galileo Galilei: «Himmel abgeschafft.» Diese äusserlich

sichtbare Wölbung ist es auch, was Jesus Christus mit den Worten meint: «Sehet die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht und ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch.» Es ist dieser «unterste» Himmel der Kinder, der Vögel und des Galileo Galilei, um den sich die Menschen von alters her lebhaft interessierten. Die Babylonier und die Griechen, und auch die Menschen der Bibel, haben sich diesen «untersten» Himmel als ein hauchdünnes und zugleich solides Gewölbe über der Erde vorgestellt, an dem Sonne, Mond und Sterne fixiert sind. Über dem Gewölbe dachte man sich Räume wie eine Art Wasserbehälter, aus denen Gott durch Öffnen und Verschiessen je nachdem den Regen, den Tau, den Schnee, den Hagel, etwa auch den Wind durch Öffnungen herunterlässt oder verschliesst. Mit Hilfe des Gewölbes, so stellte man sich's vor, kontrolliert, reguliert und beherrscht Gott, einem zuverlässigen Schleusenwart vergleichbar, all die Witterungseinflüsse, die von oben her auf die Erde zukommen. Auch Jesus scheint während der Zeit seiner Niedrigkeit es so zu sehen, wenn er sagt: «Gott lässt seine Sonne scheinen über die Bösen und über die Guten, und lässt es regnen über Gerechte und Ungerechte» (Matth. 5). Gott kann durch diese Kontrolle aber nicht nur seine Güte, sondern auch seinen Ernst bekunden, indem er den untersten Himmel, die Feste verschliesst. Es ist dann Dürre wie zu Elias' Zeit. Oder im umgekehrten Fall ist dann Sintflut wie in den Tagen des Noah.

Wir haben heute andere Vorstellungen über die Verhältnisse in diesem untersten Himmel, wissen besser Bescheid. Das mag für manchen Zeitgenossen ein Grund sein, jene, die in dieser Hinsicht weniger wussten, zu belächeln. Es gibt nicht wenige unter uns Christen, die sich durch dieses Lächeln mächtig beeindrucken lassen und die, um nicht als die Dummen dazustehen, mit einem Mundwinkel mitlächeln, mit einem Auge mitz winkern. Man merkt auch manch einem unter

den zahlreichen Auslegern dieses ersten Bibelblattes so etwas wie ein Schämen an, wie eine peinliche Verlegenheit darüber, dass es in der Bibel solch hinterwäldlerische und längst überholte Ansichten gibt. Warum auch dieses geflüsterte Sich-Distanzieren, Schämen und Entschuldigen? Betreffen doch diese unsere wissenschaftlichen Einsichten und technischen Errungenschaften höchstens den «untersten» der biblischen Himmel! Was ändert es an der Wirklichkeit Gottes und der Menschen, wenn in der biblischen Zeit die Leute zu Fuss gingen, per Kamel oder Esel reisten, mit Ruder oder Segel, und wir reisen per Rad und Motor, per Flug oder mit Düsenantrieb, wenn man sich in der Bibel an den Wetterzeichen und Gestirnen orientiert, und wir tun es an der wissenschaftlichen Wettervorhersage und am Kompass? Dieser so genannte «heutige Mensch», ist das eine so ganz andere Gattung als damals, als er noch weniger wusste? Passen wir auf! Mit dem, was man so gewichtig Fortschritt des Wissens und des Könnens nennt, ist es so eine Sache! Die Rollen könnten da erstaunlich rasch vertauscht sein. Dieser «Fortschritt» geht derart rapid vor sich, dass wir im Wissen schon über unsere Väter und ehemaligen Lehrer lachen könnten. Und während wir über sie lachen, lachen unsere Kinder und ihre Lehrer bereits schon über uns. Wer sich über die Lächerlichkeit unseres Lachens ein Bild machen will, tue einen Blick in den sonst in mancher Hinsicht fragwürdigen Wälzer: «Aufbruch ins dritte Jahrtausend. Von der Zukunft der phantastischen Vernunft» (Louis Pauwels und Jacques Bergier, Scherz-Verlag Bern/Stuttgart/Wien). Dietrich Bonhoeffer hat schon recht, wenn er zu unserer Bibelstelle bemerkt: «Angesichts der rapiden Wandlungen unserer eigenen Naturerkenntnis ist hier allzu selbstsicherer Spott nicht ratsam.»

Bei allem Wandel und Wechsel des wissenschaftlichen Erkennens und des technischen Könnens bleibt doch das Wort von der «Feste», das Wort vom untersten Himmel in dem

Sinne sinnvoll und wirksam, dass Gott damit der Erde vor dem, was wir «Naturgewalten» nennen, einen gewissen Schutz gewährt. Dass die «forces majeures», die so genannten «höheren Gewalten», nicht so über die Erde hereinbrechen können, dass die Erde für Menschen unbewohnbar wird, ist und bleibt Tatsache. Es gibt «da oben» in den Nöhen und Fernen der Welträume tatsächlich eine Ordnung und ein Gehaltensein als Schutz vor Gewalten. Freilich gibt es auch einmal «Wolkenbrüche»; aber sie sind Ausnahme und vermögen das Existieren auf Erden nicht zu verhindern. Gewiss kann es einmal Hagelwetter geben, es können Hagelsteine fallen, gross wie Taubeneier oder wie Hühnereier, aber dann scheint die Sonne wieder (Katzen gehagelt hat es bis jetzt noch nicht). Dank dieser schützenden «Feste», die der Schöpfer über der Erde errichtete und bis zum heutigen Tag gütig erhält, sind wir Bewohner dieses Planeten wenigstens von dieser Seite, von «oben» her, relativ geborgen. «Das da oben», wie immer wir es uns vorstellen mögen, muss uns nicht nur schreckhaft sein. Es ist uns trotz der gelegentlichen Blitzschläge lieb und vertraut. Wir schleichen auf Erden nicht mit eingezogenem Nacken und dauernd angehaltenem Atem herum, sondern schauen gern «himmelwärts». Es ist sogar, nebenbei bemerkt, denkbar, dass nicht zufällig die Idee, die Lust und der Mut zum Fliegen und zum Weltraumfahren deswegen von den ehemals christlichen Völkern ausgegangen ist, weil wir auf Grund des biblischen Zeugnisses «nach oben» offen sein, vertrauen dürfen, nicht Angst haben müssen. So bleibt es dabei: Gott hat die Erde gut geschaffen. Sie ist für Menschen bewohnbar. Nicht zuletzt dank der schützenden «Feste» über uns. Glücklicly zu preisen der Mensch, der «ein Dach überm Kopf hat»! Der Schöpfer hat der Menschheit «ein Dach überm Kopf» geschenkt. Es ist schön, auf Gottes Erde zu wohnen. Auch dann schön, wenn es vorübergehend als Notbehelf einer Kopfbedeckung, eines Regenschutzes oder eines Tropenhelmes bedarf.

Eine Frage: Ist das, was hier «Feste» heisst, nicht einfach Naturgesetz? Ja, warum denn nicht? Wir nennen das heute so. Wir erforschen die Naturgesetze, und es ist recht und gottgewollt, dass wir es tun. Gewiss, aber Gott ist der Herr auch über das, was wir «Natur» zu nennen pflegen. Während des letzten Krieges erschien in den Vereinigten Staaten jenes Büchlein des Flugkapitäns James Whittaker unter dem Titel: «Es war als sängen die Engel». – Ein tagebuchartiger Tatsachenbericht darüber, wie ein amerikanischer Bomber, über der Wasserwüste des Grossen Ozeans verirrt, auf dem Meer niedergehen muss. Wie die Besatzung auf einigen flachen Schlauchbooten 21 Tage lang Hungerqualen, Durstfolter, Äquatorialhitze und nächtliche Kälteschauer, beständig von schnappenden Haifischen verfolgt, durchmachen muss. Nach 120 Stunden sind sie am Verhungern und Verdursten, am Rande der Erschöpfung. Einer von ihnen hatte gleich schon nach der Notwasserung zaghaft den Gedanken geäussert, dass man beten sollte. Andere dachten zuerst, es sei bärer Unsinn, inmitten der unendlich tosenden Wasserfläche mit einer ohnmächtig murmelnden Menschenstimme Hilfe herbeirufen zu wollen. Einer fängt an, aus einem winzigen, mit Reissverschluss geschützten Feld-Taschentestament jeden Abend ein Wort zu lesen. An diesem hochkritischen sechsten Abend öffnet sich das Testament bei dem Wort: «Sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, dass ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.» Und nun fangen sie an, ungewohnt und formlos mit Gott zu reden: «Alter Meister, wir wissen, diese Bibelverse sind keine Gewähr dafür, dass wir morgen früh wirklich Essen bekommen. Aber du weisst, wir sind in einer schlimmen Lage. Wir wollen schon noch etwas zugeben, zu dem 'morgen', aber lass es wenigstens übermorgen sein. Sieh zu, was du für uns tun kannst, alter Meister.» Dass es ausgesprochene Männer der Technik sind, deren täglicher Beruf im Beobachten der Naturgesetze und

im Umgang mit den Notwendigkeiten der Maschine besteht, ist besonders bemerkenswert. Sie beten, weil sie an den Gott glauben, welcher der Herr der Natur und der Herr der Maschine ist. Er ist der Schöpfer auch des «untersten» Himmels, der Herr auch der Witterungsverhältnisse, der einst auf dem See, als Christus den Sturm stillte, ein Zeichen seiner Herrschaft aufrichtete. Es ist nicht einzusehen, warum ausgerechnet an Männern des Wissens und der Technik keine Wunder geschehen sollen. Noch ein letztes Bedenken sei wenigstens andeutungsweise ausgesprochen. Wir haben zur Kenntnis genommen, dass Gott die Erde gut abgedichtet und gegen die Urgewalten des untersten Himmels isoliert hat. Aber wie, wenn jetzt wir Menschen mehr und mehr von diesem untersten Himmel Besitz ergreifen? Es war am letzten Freitag auf der hintersten Seite der Tagespresse eine Reportage aus einem industriellen Grossbetrieb zu sehen. Die «General Motors» in Biel drüben hätten – man dachte beim Lesen zuerst, es handle sich um einen Fastnachtswitz – einen sechsrädrigen Karren konstruiert, er habe ein Gewicht von 30 kg, vermöge 1,50 m hohe Hindernisse zu nehmen. Das Gefährt sei ein Modell zur Verwendung auf dem Mond. Es sei gedacht, dass man dort damit Radio- und Fernsehgeräte transportieren werde. Aber wie, wenn es eines Tages nicht mehr nur Radiogeräte sind? Wenn es dann Atom-, Wasserstoff- und Megatonnenbomben sein werden, welche die Grossmächte auf den sechsrädrigen Karren transportieren werden da oben an der «Feste»? Wenn in absehbarer Zeit an der «Feste» unseres gütigen Schöpfers amerikanische, russische und chinesische Atomspezialisten herumlaborieren werden? Wird dann das «Dach der Welt» auch noch so vertrauenerweckend sein? Werden wir dann anders als mit eingezogenem Nacken und angehaltenem Atem existieren können? Werden wir uns dann nicht von der Wiege bis zur Bahre, vom Abend bis zum Morgen fürchten müssen vor dem, was von «oben» kommt, weil das dann nicht mehr nur

taubeneier- und hühnereiergrosse Hagelschlossen sein werden, sondern radioaktiver Schnee, radioaktiver Tau, radioaktive Winde? Wie wird das dann sein?

Eines wollen wir uns heute gesagt sein lassen: Es wird im höchsten Himmel auch über die untersten Himmel und auch über die Erde regiert, kontrolliert und verfügt. Dort fällt der letzte Entscheid. Er *ist* dort schon gefallen, nicht zur Vernichtung, sondern zur Rettung der Erde «da unten». Das heisst, wir befinden uns nicht nur unterm untersten, wir befinden uns unterm höchsten Himmel. Auch im Atomzeitalter bleibt uneingeschränkt in Geltung: «Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt und unterm Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.» Amen.

Herr, Vater im Himmel!

Du siehst, wie sehr wir auf dieser Erde,
die du so gut geschaffen hast, jetzt Angst haben.
Du kennst diese Not, hast du doch selber gesagt:
«In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost,
ich habe die Welt überwunden.»

Wir danken dir, dass du uns ganz begreifst.
Du hast deinen Sohn gesandt, dass er uns vergebte.
Gib, dass wir es fassen können,
dass und wie er der Überwinder ist.

Wecke in dieser bedrohten Zeit neues Vertrauen zu dir.
Gib den Leuten neuen Mut zum Weiterleben.

Wir bitten dich auch für die Konfirmanden.
Lass sie erfasst werden von einem guten Anfang.

Lass sie erkennen, wie hilfreich und gut
die Freiheit und Geborgenheit in dir ist.

Wir bitten insbesondere für einen jungen Mann,
der nicht mehr zurechtkommt mit sich und mit der Welt.

Gib ihm den Frieden, den nur du geben kannst.

Wehre aller Kopflösigkeit im Völkerleben.

Aber auch aller bösen Klugheit.

Wehre allem, was zum Atomkrieg treibt.
«Du wirst dein herrlich Werk vollenden,
der du der Völker Heil und Richter bist.»
Denn du bist der Erste und der Letzte.
Und ausser dir ist keiner sonst.
Herr ist dein Name. Amen.

Erde

Herr, Vater!

Wie sollen wir es den Leuten sagen,

dass die Erde, die ganze Natur,

und auch wir Menschen von dir erschaffen sind?

Der du die Herzen deiner Menschen kennst, du kennst auch

die Widerstände, die zu allen Zeiten und auch heute

dem Glauben an deine Allmacht entgegenstehen.

Darum bitten wir dich jetzt

um die Gegenwart deines guten Geistes.

Gib, dass er uns die Augen öffne.

Dass er unser Inneres aufschliesse und willig mache,

der Auslegung der Schöpfungsgeschichte zu folgen.

Wir bitten dich auch für die andern,

die sich dem Einfluss deines Wortes entziehen.

Der du willst, dass allen Menschen geholfen werde

und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen

du kennst Mittel und Wege, ihnen zu begegnen.

Nimm alle böse Selbstgerechtigkeit von deiner Gemeinde.

Lehre uns erkennen, dass wir alles, was wir sind und haben,

deiner Gnade allein verdanken.

Stehe auch uns Dienern am Wort bei,

dass unser Predigen aus dem Glauben komme.

Treuer Heiliger Geist,

so mache du jetzt aus uns eine Gemeinde,

die dich als Schöpfer erkennen kann und loben darf,

hier an diesem Ort und überall,

wo zwei und drei beisammen sind in deinem Namen,

hochgelobt in Ewigkeit. Amen.

⁹ Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Orte, dass man das Trockene sehe. Und es geschah so. ¹⁰ Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer. Und Gott sah, dass es gut war. ¹¹ Und Gott sprach: Es lasse die Erde

aufgehen Gras und Kraut, das Samen bringe, und fruchtbare Bäume auf Erden, die ein jeder nach seiner Art Früchte tragen, in denen ihr Same ist. Und es geschah so.¹² Und die Erde liess aufgehen Gras und Kraut, das Samen bringt, ein jedes nach seiner Art, und Bäume, die da Früchte tragen, in denen ihr Same ist, ein jeder nach seiner Art. Und Gott sah, dass es gut war.¹³ Da ward aus Abend und Morgen der dritte Tag. 1. Mose 1,9-13

Liebe Gemeinde!

Erde! – «Gott nannte das Trockene Erde» (10). Es ist die Erde, auf die Gott heute unsere Aufmerksamkeit lenkt. Letztes Mal waren es die Himmel. Jetzt kommt nicht weniger nachdrücklich die Erde dran. Man hat uns Christen schon etwa vorgeworfen, wir nähmen die Erde nicht ernst. Man gibt uns den Ratschlag, mit beiden Beinen auf der Erde zu stehen. Sich mit dem Jenseits beschäftigen, anstatt im Diesseits seine Pflicht zu tun, sei nicht richtig. Dieser Vorwurf ist leider im Hinblick auf viel verdorbene, weltflüchtige Frömmigkeit am Platze. Aber die Botschaft der Bibel trifft er nicht. Friedrich Nietzsches leidenschaftlicher Protest: «Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu» – bei Gott rennt er offene Türen ein. Wenn einer der Erde treu ist, dann der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den wir als Vater Jesu Christi kennen. Die biblische Botschaft ist ein einziges Zeugnis der Erdentreue Gottes. Während tatsächlich viel weltverneinende Frömmigkeit ein Gefälle von der Erde weg zum Himmel hin aufweist, ist es in der Bibel vom ersten bis zum letzten Blatt gerade umgekehrt: Hier läuft das Gefälle, hier strebt die ganze Bewegungsrichtung vom Himmel zur Erde hin.

Schon die bloße Tatsache, dass Gott aus den Weltraumkörpern nicht den Mond, nicht die Sonne, sondern die Erde zum Aufenthaltsort für die Menschen bestimmt, ist ein kräftiger Hinweis auf sein besonderes Interesse für die Erde. So knüpft und unterhält Gott von Anfang an intensivste

Beziehungen mit der Erde. Seine Absicht, der Herr aller Völker und aller Orte dieser Erde zu sein, fängt er damit an zu verwirklichen, dass er eins von allen Völkern herausgreift und an einem bestimmten geographischen Fleck dieser Erde ansiedelt. So wird das «Auserwählte Volk» und das «Gelobte Land» zum handfesten Zeichen für Gottes Erdentreue. Und wenn Gott dann Jahrhundert um Jahrhundert durch seine Sonderbeauftragten mit solcher Zähigkeit am Kampf um sein Volk festhält, dann deswegen, weil er mit diesem Eigentumsvolk alle Völker und mit diesem «Gelobten Land» alle Länder der Erde meint. Das ganze Alte Testament könnte geradezu in den Satz zusammengefasst werden: «Die Erde ist des Herrn und was drinnen ist, der Erdboden und was darauf wohnt» (Psalm 24).

Und dann, nach der Erfüllung der Zeit, erfolgt jener Generalangriff des Himmels auf die Erde, jene Invasion der Erde durch den Himmel. Gott selber beehrt diesen Planeten mit seinem Besuch. Wir stehen vor dem Geheimnis der Menschwerdung. Gott setzt nun seinen Fuss auf die Erde. Wohnt und wirkt hier mitten unter uns. Wird begraben in die Erde. Wird aus der Erde auferweckt. Erteilt seinen globalen Marschbefehl, der lautet: «Bis an die Enden der Erde!» Er fährt dann nicht zum Himmel, ohne vorher seine Wiederkehr anzumelden. Und schliesslich erwirkt er die Ausgiessung des Heiligen Geistes senkrecht vom Himmel erdwärts. Eine einzige lückenlose Dokumentation der Erdentreue Gottes. Ja, Gott hat nicht nur Interesse, auch nicht nur brennendes Interesse für diese Erde. Gott hat Liebe zu ihr. Eine solche Liebe, dass er für sie den Sohn opfert. So verbürgt Jesus Christus, seine Person und sein Erlöserwerk, Gottes unentwegte Erdentreue: «Dieser hat Himmel und Meer und Erden / und was darinnen ist, gemacht; / alles muss treulich erfüllt werden, / was er uns einmal zugedacht. / Er ist's, der Herrscher aller Welt, / welcher uns ewig Treue hält. / Halleluja, Halleluja.»

Und nun, liebe Gemeinde, hat Gott die Freundlichkeit, uns hier mitzuteilen, dass sein Interesse für die Erde älter ist als die Erde selbst. Gott hat sich für die Erde interessiert, Gott hat die Erde geliebt, noch bevor sie überhaupt existierte. Es gäbe keine Erde, wenn Gott sie nicht geliebt hätte. Gott hat, so vernehmen wir hier auf dem ersten Blatt der Bibel, die Erde geschaffen (vgl. Karl Barth, «Kirchliche Dogmatik III, 1», Seite 166 ff.). Was uns Gott in dem heute gelesenen Abschnitt über die Erschaffung der Erde mitteilt, ist ein Zweifaches. Es sind gleichsam zwei Etappen, in denen die Erschaffung der Erde vor sich geht. Der erste «Arbeitsgang» besteht darin, dass der Schöpfer das Abfließen, das Zusammenströmen der Wasser an einen bestimmten Ort veranlasst. Damit wird etwas sichtbar, was er zunächst als das «Trockene» beschreibt. Gott nimmt eine Ausscheidung von Wasser und Trockenem vor, was nicht von selbst geschieht, heisst es doch ausdrücklich: «Und Gott sprach, es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter (wörtlich Ort), dass man das Trockene sehe. Und es geschah also». «Dass man das Trockene sehe.» Land in Sicht! Als am 12. Oktober 1492 überm einsamen Ozean die Sonne aufging, sahen Kolumbus und seine Leute nach langer banger Fahrt Land. Als es zum allerersten Mal in der Geschichte der Erde hiess «Land in Sicht», da war kein Kolumbus. Da waren überhaupt noch keine Menschen. Es ist Gott, Gott allein, der hier zuerst mit dem «man» gemeint ist, wenn es heisst, «dass man das Trockene sehe».

Daraufhin schreitet Gott gleich fort zur Namengebung: «Und Gott nannte das Trockene Erde, die Sammlung der Wasser nannte er Meer» (wörtlich Meere). Mit der Benennung der beiden meldet Gott auch gleich wieder seinen Besitzanspruch an. Beide sind Gottes Eigentum. Festland und Meer. Auffällig ist, dass es schon jetzt, noch vor der Beendigung des dritten Schöpfungstages, heisst: «Und Gott sah, dass es gut war». Diese Eile in der Feststellung der Güte und

Zweckmässigkeit der göttlichen Massnahme hat ihre besondere Bewandtnis. Gott deutet damit an, dass die Ausscheidung von Festland und Meer eine gute Sache ist. Eine Schutzmassnahme für die Erde. Gegen das Meer. Gott verleiht damit dem Festland eine gewisse Absicherung den feindlichen Angriffen des Meeres gegenüber. Eine Art Schutzdamm.

Wir stehen damit vor dem Wunder des Meeresufers. Gott verwendet beim Bau des Schutzdamms nicht armierten Beton wie wir beim Staudambau, sondern das feinste und zarteste Material, ein Material, das sich sonst auszeichnet zum Spiel der kleinen und der grossen Kinder am Badestrand eignet, «Sand am Meer». Gott setzt dem Ansturm und der Gewalt des Meeres – Sand entgegen. Und das zarte Material hält und genügt. Das ist eine der Paradoxien Gottes. Auf dieses Paradox weist einmal Jeremia hin, wenn er der Halsstarrigkeit seines Volkes vorhält: «Wollt ihr mich nicht fürchten, spricht der Herr, und vor mir nicht erschrecken, der ich dem Meer den Sand zum Ufer setze, darin es allezeit bleiben muss, darüber es nicht gehen darf? Und ob's schon waltet, so vermag's doch nichts. Und ob seine Wellen schon toben, so dürfen sie doch nicht darüber fahren» (Jer. 5,22). Noch deutlicher Hiob. Er lässt Gott den ohnmächtigen Ausbruchsversuchen des Meeres gegenüber sagen: «Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wogen!» (Hi. 38). Und Gott schenkte dem Festland diesen Schutz des Meeresufers, weil eben die Erde zum zukünftigen Aufenthalt der Pflanzen, der Tiere und der Menschen ausersehen und bestimmt ist. Mit dieser Schutzmassnahme bezweckt der Schöpfer ganz einfach die Bewohnbarkeit der Erde.

Freilich handelt es sich dabei noch nicht um eine endgültige, um eine absolute Sicherheit. Wir, auch wir moderne Menschen leben weiterhin unter einer gewissen Bedrohung durch die Wasser. Schon die Bewohner des Piavetales, ja

alle Talbewohner, die irgendwo unterhalb eines Staudammes wohnen, tragen seit der Erfahrung verschiedener Dammbürche ein tiefes Wissen um die Bedrohung durchs Wasser in sich. Nun, diese Dämme sind «Gemächte von Menschenhand». Aber es sei an die unheimlichen, seit Menschengedenken nicht mehr da gewesenen Springfluten erinnert, die vor einigen Jahren die Bewohner der holländischen Küste und die Nordseeanwohner auf der Höhe von Hamburg heimsuchten und Tausende obdachlos machten, Dutzenden das Leben kosteten. Luther hat schon recht, wenn er in diesem Zusammenhang darauf hinweist, wie sehr wir zu allen Zeiten und allerorts auf Gottes bewahrende Güte angewiesen sind: «Da siehe, wie leicht es Gott zu tun wäre, dass er die Welt ersäuften.»

Und diese bewahrende Güte Gottes erfährt die Erde ja nicht nur dem Meer gegenüber. Wir wissen um moderne, um allermodernste Möglichkeiten, den Wohnort der Menschheit, die liebe alte Erde, zu zerstören. Das Grauen dieser Möglichkeit hat sich seit einiger Zeit so hartnäckig in uns festgesetzt, dass die Worte, die da auf dem ersten Blatt der Bibel stehen, einem zur Frohbotschaft werden. Man atmet regelrecht auf, wenn man hier vernimmt, wie der Schöpfer von allem Anfang an der Bedrohung des menschlichen Wohnhauses Rechnung trägt. Derjenige, der im Anfang so fürsorglich dran denkt, die irdische Menschenwohnung gegen das Meer zu schützen, der ist auch jeder anderen Verderbensmacht gewachsen. Er hat es denn auch nicht unterlassen, sich in seinem Wort als der Allmächtige, als der den Mächten und Gewalten Gewachsene und Überlegene zu bezeugen. Trockenen Fusses führt er sein Volk durchs Meer und durch den Jordan. Auch im Neuen Testament ist es Gott daran gelegen, uns seine Übermacht über die «Mächte, Fürstentümer und Gewalten» zu bezeugen. Es wird uns hier bei mehr als einer Gelegenheit zu verstehen gegeben, dass Christus der Herr ist auch übers Meer. Es wird auch kein Zufall und keine

Nebensächlichkeit sein, wenn dasjenige Buch, das von den «grossen Taten Gottes» berichtet, die Apostelgeschichte, in zwei auffällig langen und ausführlichen Kapiteln den Weg des Völkerapostels mitten durch die Stürme des Meeres und durch die Bedrohung der Elemente beschreibt.

Völlige, endgültige Befreiung von der Gefahr des Meeres und aller alten und neuen Verderbensmächte gibt es allerdings noch nicht. Erst zuletzt, in der Vollendung, wird dann den Vernichtungsmächten das Handwerk endgültig gelegt sein. Dann, wenn es heissen wird: «Und das Meer ist nicht mehr» (Offenbarung 21). Bis dahin ist es gut, ja ganz besonders auch im technischen Zeitalter gut, sich täglich dem Willen und Machtschutz Gottes zu unterstellen.

Vom blossen Wohnraum freilich könnte der Mensch nicht leben. Das Werk des dritten Schöpfungstages findet darum seine Fortsetzung und seinen Abschluss in einem zweiten «Arbeitsgang». Nach der Bereitstellung der Unterkunft denkt Gott nun an die Beschaffung des Unterhaltes. Gott lässt aus dem Trockenen Grünes hervorgehen. Kräuter und Bäume. Das ist nun das erste, das lebt. Bis dahin war noch kein Leben da. Grünes aus dem Trockenen. Leben aus dem Toten. Das Leben entsteht nicht von selber. Es heisst ausdrücklich auch da: «Und Gott sprach: Es lasse die Erde aufgehen Grünes, Kraut mit Samen, Bäume mit Früchten, die Samen in sich tragen.» Es ist Gott, der Gott, der aus dem Nichts das All erschuf, der nun aus dem Trockenen Grünes, aus dem Toten Leben erweckt. Es ist der gleiche Gott, der später dann in der erstorbenen Wüste sein auserwähltes Volk nährt und aus dem Felsen trinkt. Der dem Rabbi aus Galiläa die Vollmacht erteilt, in der Wüste einmal 4'000, einmal 5'000 Mann zu speisen. Er ist derselbe Gott, von dem Johannes der Täufer am Jordan erklärt: «Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken.» Ja, Gott hat seinen Sohn aus dem Felsengrab auferweckt.

Mit der Erschaffung des Grünen legt Gott für die Zukunft von Mensch und Tier die Ernährungsgrundlage. Gott verschafft der Tierwelt die Weide. Deckt der Menschheit den Tisch. Es ist immer ein besonderer Vorgang, fast möchte man sagen eine heilige Handlung, wenn Mutter den Tisch deckt. Hier deckt Vater den Tisch. Der Sinn und die Bedeutung des Tischgebetes kann uns hier aufgehen. Das Beten bei Tisch ist ja nicht nur ein netter alter Brauch, der da und dort noch besteht, weithin aber in Vergessenheit geraten ist. Das Tischgebet ist sozusagen eine existentielle Angelegenheit. Wenn der Schöpfer das Grüne nicht erschaffen hätte und bis auf diesen Tag erhalten würde, wären unser aller Lebensstage gezählt. «Aller», wirklich «aller Augen warten auf dich, und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du tust deine Hand auf und erfüllst alles, was da lebt, mit Wohlgefallen» (Psalm 104).

Schliesslich erheben sich hier noch einige «Aber».

Einmal: «Aber» gibt es nicht halt doch Wüsteneien auf der Erde, da kein Grünes wächst? Stein-Sand-Eis-Wüsten? Gewiss. Aber machen wir nicht allzu hurtig für alle Erdenwüsten Gott den Schöpfer verantwortlich. Arnold Toynbee, der englische Geschichts- und Kulturphilosoph, macht in seinem dreizehnbändigen Werk über «den Gang der Weltgeschichte» unter verschiedenen Malen darauf aufmerksam, dass weitaus nicht alle bestehenden Wüsten auf der Erde klimabedingt sind. Es gebe heute manche Wüste, wo einst Grün wuchs. Manche Wüste ist verursacht durch menschlichen Unverstand. Durch Habsucht-Machtgier der Menschen.

«Aber» was sagen wir zum tatsächlichen Hunger in der Welt? Darüber spricht man in den letzten Jahren auffällig viel. Es gibt ihn, den Welthunger. Aber es ist unanständig, dafür den Schöpfer haftbar zu machen. Und die Schuld auf ihn abzuwälzen ist nicht besonders fair. Die Ursache des

Welthungers ist nämlich nicht beim göttlichen Schöpfer zu suchen, sondern beim menschlichen Verteiler.

Und ein drittes Mal «aber». Es nötigt uns, einzugehen auf jenes Gerücht, das seit einigen Jahren im Umlauf ist und hartnäckig sich herumspricht. Wenn sich die Menschheit weiterhin in diesem Tempo vermehre, werde eines Tages die Gesamternährungsgrundlage der Menschheit ins Wanken geraten. Mit andern Worten, es sei überhaupt fraglich, ob Gott seinen Geschöpfen den Tisch genügend gedeckt habe. Dazu ist einmal auf die Ausführungen des Erfinders des Grünfuttersilos hinzuweisen, eines Finnen namens Virtanen, der errechnet hat, dass das Grüne, das auf der Erde zu wachsen vermag, für zwanzig Milliarden Menschen Nahrung liefern könne. Aber wir bauen nicht auf die Vorausberechnungen und Prognosen der Menschen, auch dann nicht, wenn es sich immerhin wie in diesem Fall um Nobelpreisträger der Naturwissenschaft handelt. Wir bauen auf die Tatsache, dass Gott der Schöpfer ist, der das Grüne schuf und so die Ernährungsgrundlage der Menschheit gelegt hat. Gott tat das, bevor Bedarf und Nachfrage vorhanden war. Längst bevor es auf Erden ein Tier gab. Als weit und breit noch kein menschlicher Verbraucher zu sehen war; er tat es wie immer grosszügig, überfliegend, verschwenderisch. Der Vater im Himmel weiss, wessen wir bedürfen; er weiss es, ehe wir ihn darum bitten. «Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was sollen wir essen, was sollen wir trinken, womit sollen wir uns kleiden?» Der Gott, der die Vögel unter dem Himmel speist, obwohl sie nicht Vorräte anzulegen vermögen, der Gott, der die Lilien auf dem Felde kleidet, schöner und reicher als Salomo in seinem Königsornat (königliche Amtstracht) gekleidet war, obwohl sie nicht arbeiten, spinnen und weben können, der Gott, der, bevor es Menschen gab, nach der Trockenlegung die Bepflanzung der Erde vornahm, hat das ausreichend besorgt. «O ihr Kleingläubigen!»

Es bleibt dabei: Gott hat die Wohnungsfrage und die Nahrungsfrage der Menschheit gut gelöst. Üble Nachrede gegen das Werk des Schöpfers ist weder besonders fromm noch besonders intelligent. Beachten wir lieber abschliessend eine zwar kleine, aber sehr wesentliche Einzelheit an dem, was da auf dem ersten Blatt der Bibel geschrieben steht. Sonst heisst es am Schluss jedes Schöpfungstages: «Und Gott sah, dass es gut war.» Der dritte Schöpfungstag, der Tag der Erde, ist der einzige, über dem das nicht nur einmal, sondern gleich zweimal steht, also doppelt unterstrichen ist, «dass es gut war». Nur keine Sorge um die Erde als ganze. Es war gut von Anfang an. In Christus ist es gut und wird es gut sein: «Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht Gott der Herr, der da ist, und der da war, und der da kommt, der Allmächtige.» Amen.

Herr, Vater!

Wir danken dir, dass es dir gefallen hat,
die Erde ins Dasein zu rufen.

Du hast sie mit viel Schönheit ausgestattet.

Du hast uns Augen geschenkt, all das Schöne zu sehen.

Und ein Herz, das sich dran freuen kann.

Habe insbesondere Dank, dass Alt und Jung
sich auf den baldigen Frühling freuen darf.

Wir bitten dich aber auch für die Kranken und Sterbenden,
die Abschied nehmen müssen von dieser Welt.

Zeig ihnen, dass Christus hingegangen ist,
uns eine gute Stätte zuzubereiten.

Unsere Erdenzeit steht in deinen Händen.

Hilf uns Menschen des technischen Zeitalters erkennen,
dass die Pflanzen, die Tiere und die Menschen
deine Geschöpfe sind.

Wecke neue Verantwortung dem Geschaffenen gegenüber.

Erhalte uns die Wälder, das Wasser und die Luft.

Deine reichen Gaben lehre uns so gebrauchen,
dass kein Mensch mehr Hunger haben muss.

Wehre allem, was zu einem Atomkrieg treibt.
Gib, dass unser Geschlecht das Danken lerne.
Lass Viele einstimmen in das Tischgebet:
«Aller Augen warten auf dich
und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit.
Du tust deine Hand auf und erfüllst alles, was da lebt,
mit Wohlgefallen.» Amen.

Zeiten

Herr, Vater, der du bist vor Erschaffung der Erde.
Du Licht der Welt, als noch keine Sonne schien.
Du, Herr der Sterne, du, ohne Anfang und ohne Ende.
Du, von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Herr, Jesus Christus, Gottes eingeborener Sohn.
Von Ewigkeit her beim Vater.
In die Welt gekommen, als die Zeit erfüllt war.
Mensch geworden.
Und hast dich nicht geschämt, unser Bruder zu sein.
Alle Dinge sind dir vom Vater übergeben.
Und Viele sahen deine Herrlichkeit – und glaubten.
Treuer Heiliger Geist,
du Geist der Wahrheit und des Friedens,
du Schöpfergeist am Anfang über den Wassern,
ausgegossen am Tag der Pfingsten,
du hast das ganze Haus mit Kraft erfüllt.
Und sie fingen an mit neuen Zungen
die grossen Taten zu loben,
gingen hin zu lehren alle Völker.
Heiliger dreieiniger Gott,
nimm unsere Anbetung in Gnaden an.
Lass uns heute Hörer des Wortes werden
und in der kommenden Woche Täter des Wortes sein.
Mach unser Reden, Hören und Tun zum Zeugnis,
damit Viele zum Glauben kommen.
Und dir die Ehre geben. Amen.

¹⁴ Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre ¹⁵ und seien Lichter an der Feste des Himmels, dass sie scheinen auf die Erde. Und es geschah so. ¹⁶ Und Gott machte zwei grosse Lichter: ein grosses Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch die Sterne. ¹⁷ Und Gott

setzte sie an die Feste des Himmels, dass sie schienen auf die Erde¹⁸ und den Tag und die Nacht regierten und schieden Licht und Finsternis. Und Gott sah, dass es gut war.¹⁹ Da ward aus Abend und Morgen der vierte Tag. 1. Mose 1,14-19

Liebe Gemeinde!

«Zeichen – Zeiten – Tage und Jahre» (14), kein Zweifel, der vierte Schöpfungstag redet von der Zeit. Zeit gab es zwar schon, seitdem aus der Ewigkeit heraus der Anfang gemacht wurde. Aber hier handelt es sich nun um die Zeit als Gabe Gottes an uns Menschen. Es wäre von ereignishafter Bedeutung, es wäre viel gewonnen, wenn wir heute gerade dieses Eine hören, zur Kenntnis nehmen, und beherrigen könnten: Zeit ist eine Schöpfungsgabe Gottes. Wie wir letztesmal vernahmen, Gott habe vorsorglich daran gedacht, dem Menschen den Wohnraum bereitzustellen, so vernehmen wir heute, dass Gott in gütiger Voraussicht dem Menschen auch einen Zeitraum bereitet. Gott will offenbar nicht nur, dass wir auf Erden Platz haben. Gott will uns auch Zeit geben. Nicht bloss der Raum gehört zu unserem Lebensnotwendigen, sondern auch die Zeit. Wer keinen Platz hat, kommt um. Und wer keine Zeit hat, kommt auch um. Und nun ist es eine allgemeine Beobachtung, die zu einiger Besorgnis Anlass gibt, dass so etwas umgeht wie eine Erkrankung der Zeit, etwas wie eine galoppierende Zeitschwindsucht. Es würde jedem von uns jetzt leicht fallen, schon nur unter seinen nächsten Verwandten und Bekannten an allen zehn Fingern Menschen aufzuzählen, die wenig Zeit, die keine Zeit haben. Ein besinnlicher Gärtnermeister äusserte sich letzthin, das Wort, das in seinem (umfangreichen) Betrieb am häufigsten hörbar sei, laute: «Es pressiert.» Richard Dehmel (1863-1920) schildert die Not des zeitlich überforderten Fabrikarbeiters mit den bewegten Worten:

«Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind, mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit

und haben die Sonne und Regen und Wind.

Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,

um so frei zu sein, wie die Vögel sind: nur Zeit.»

Seit der Arbeitszeitverkürzung ist das in der Industrie anders geworden. Aber es gibt noch manche Berufe, denen jene «Kleinigkeit» fehlt. Ich denke an den Velomechaniker, der vergangene Woche einen jungen Mann, der sich mit seinem kaputten Moped der Werkstatt nähert, schon von weitem mit der galligen Bemerkung empfängt: «Ich weiss schon, dass dein Rad spätestens gestern repariert sein müsste.» So sind manche Geschäftsleute und Handwerker heute dran: Die Lieferung müsste getätigt sein, bevor sie bestellt wurde. «Spätestens gestern». Eine nach Frankreich ausgewanderte Pächtersfrau schreibt an einem Sonntagnachmittag an ihre Verwandten in die Schweiz. Sie entschuldigt sich, dass sie schon so lange nichts mehr von sich habe hören lassen. Redet von Überforderung und Hetze. Schildert mit bewegten Worten, dass ihr heute seit Wochen zum ersten Mal wieder einige Nachmittagsstunden zum Lesen und Briefeschreiben geschenkt seien. Und schliesst ihren Brief mit dem nachdenklichen Seufzer: «Oft muss ich mich fragen, wo auch all die viele Zeit hinkomme?» Es ist um die Zeit, wie ein unheimliches Ausrinnen. Wie die Luft, die aus dem Autoreifen entweicht. Und man fragt sich, wo die Undichtigkeit sich befinde. Und zwar ist es mit aller Zeit so. Nicht nur mit der Arbeitszeit, sondern auch und erst recht mit der Wochenendzeit. Auch das Wochenende ist, je länger es wird, zu kurz. Auch die Sonntagsfahrt auf der Autobahn steht unter dem Macht- und Drohwort: «Es presst». Der Zeitdiagnostiker Ernst Jünger schreibt in «An der Zeitmauer», unser Geschlecht kranke unter anderem auch an der Zeit. Er nennt die Krankheit «Monotonie der Pausenlosigkeit». Wenn die Pausenlosigkeit so weiterdaure, werde es unfehlbar einer Gesamtexplosion entgegengehen: «Die Welt wird von Uhren gefüllt, wird selbst zum Uhrwerk. Die Zeit wird kostbarer.

All diese Uhren zählen und messen, aber sie sind, wie die Furcht vermutet, auf eine Stunde gestellt» (S. 183).

So wie es Platzangst gibt, so liegt tatsächlich heute so etwas wie Zeitangst in der Luft. Es nagt an uns die heimliche Sorge, dieses Lebensnotwendige, die Zeit, könnte eines Tages gesamthaft ausgehen. Die Zeitverknappung könnte auf Null sinken. Dann wäre Schluss. Möglich ist das an sich schon, es ist sogar gewiss. Wie es einen Anfang aller Zeit gibt, so auch ein Ende der Zeit. Aber, so vernehmen wir heute hier, Gott habe den Anfang der Zeit in seiner Hand. Gott verfügt und bestimmt, dass «Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre» sein sollen. Der Gott, der über den Anfang aller Zeit verfügt, bestimmt auch ihr Ende. Diese Sorge, die Sorge um das Ende der Zeit, ist uns hier abgenommen. Das Dasein bringt Sorgen genug. Die Sorge um das Ende aller Zeit sollen und dürfen wir Gott überlassen. Es ist für uns ein Aufatmen, es ist geradezu eine frohe Botschaft, dass Gott den Anfang, und darum bestimmt auch das Ende der Zeit in seinen Händen hat. Dass Gott der Herr, der Alleinherr aller Erdenzeit ist, das ist sowohl im Alten wie im Neuen Testament ausdrücklich zugesagt. Dort wo aufgezählt ist, was alles bis ans Ende der Welt bleiben wird, ist extra und gottlob auch die Zeit erwähnt: «Solange die Erde besteht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.» Und wo Jesus Christus vom Ende der Zeit spricht, da sagt er seinen Jüngern, dass Gott sich die Festsetzung des Schlusspunktes ausdrücklich bis zuletzt selber vorbehalten hat: «Tag und Stunde weiss niemand, auch die Engel im Himmel nicht, auch nicht der Sohn, sondern allein der Vater.» So hält Gott die Erdenzeit von Anfang bis zum Ende fest und treu in seiner starken und guten Hand. Er ist der Herr über die «Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre»: «Der Mensch lebt und bestehet / nur eine kleine Zeit / und alle Welt vergehet / mit ihrer Herrlichkeit. / Es ist nur einer ewig

und an allen Enden / und wir – in seinen Händen» (Claudius).

Wir vernehmen hier, dass die Zeit mit der Gestirnwelt im Zusammenhang steht. Jeden Mittag erinnert uns beim Essen, wenn die Nachrichten durchgegeben werden, der Sprecher daran, wenn er sagt: «Sie vernehmen jetzt das Zeitzeichen aus dem Observatorium von Neuenburg, mit dem letzten Ton auf 12.30 Uhr.» Die exakte Zeit wird im Observatorium durch die Astronomen nach dem Stand und Lauf der Gestirne bestimmt. Und eben auf diesen Zusammenhang zwischen Zeit und Gestirnen wird hier, auf dem ersten Blatt der Bibel, hingewiesen: «Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre» (14). Licht gab es schon am ersten Schöpfungstag, als Gott das Licht von der Finsternis schied. Jetzt schafft Gott Lichtträger, Leuchtkörper. Warum es Licht gibt vor der Existenz von Lichtträgern? Calvin sagt, das habe einen besonderen Sinn: Gott wolle uns damit zeigen, dass er, und er allein, der eigentliche Träger des Lichtes sei. Längst bevor es Leuchtkörper gibt, ist Gott der Träger und Spender des Lichts. Und diese Lichtträger dürfen jetzt, im Auftrag Gottes, tun, was Gott von Anfang an tat: Sie dürfen Licht und Finsternis, sie dürfen Tag und Nacht voneinander scheiden und unterscheiden. Sie dürfen die Zeit in besondere Zeiten teilen, auf- und einteilen. Es gibt jetzt Jahre, Wochen, Tage und Nächte, es gibt jetzt Stunden, Minuten und Sekunden, es gibt jetzt Jahreszeiten, Tages- und Nachtzeiten. Die Lichter, die Leuchtkörper dürfen dem Menschen behilflich sein, sich im unübersehbaren Zeitraum zu orientieren. Nach den Lichtzeichen am Himmel darf der Bauer seine Landarbeit einrichten. Nach den Lichtsignalen darf der Reisende, der Wüstenwanderer und der Seefahrer bei Tag und bei Nacht sich zurechtfinden. So helfen uns die Lichter am Himmel, unser Leben zu ordnen. Ohne Zeit wäre das Leben ein Hindösen und Vegetieren. Den Lichtern

verdanken wir schliesslich die beiden fürs Arbeiten und fürs ganze Leben wichtigen Hilfsmittel und Instrumente: Den Kompass und die Uhr.

Zwei von den Lichtern sind nun noch besonders hervorgehoben. Es sind die zwei, die für die Erde, für den künftigen Wohnort der Menschen, besonders hilfreich sind: «Und Gott machte zwei grosse Lichter; ein grosses Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne» (16). Wir haben gehört, dass die zwei Lichter scheinen dürfen. Jetzt vernehmen wir zusätzlich, dass sie auch regieren werden. Das will aber nun nicht heissen, dass sie ihr Regiment selbstherrlich ausüben werden. Gott allein ist der Herr. Aber Gott erlaubt und überträgt es ihnen, dass sie regieren dürfen. Aber regieren nun eben gerade nicht über den Menschen. Regieren lediglich über den Tag und über die Nacht. Dem Menschen werden sie in Gottes Auftrag dienen mit Licht und Wärme. Welträumig gedacht ist das grotesk. Von der riesigen, von der stolzen Sonne wird die winzige Erde bedient und versorgt. So hat Gott es verordnet. Der heutige Kenner der Grössenordnungen der Welträume ist geneigt zu denken, es sei grössenwahnsinnig, der Erde ein solches Gewicht, eine derartige Wichtigkeit zuzubilligen. Aber Gott weiss, dass die künftigen Entscheidungen nicht auf dem Mond und nicht auf der Sonne fallen werden, sondern auf der kleinen Erde. Auf der Erde werden Menschen wohnen. Auf der winzigen Erde wird es Weihnachten werden – und Karfreitag – und Ostern. Das Staunen darüber, dass Gott um des Menschen willen der lächerlich kleinen Erde ein solches Übergewicht verleiht, findet seinen Ausdruck in den Schöpfungspsalmen, wo wir lesen: «Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast – was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst! Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt. Du hast ihn

zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk, alles hast du unter seine Füße getan» (Psalm 8). So hat es von Anfang an Gott verfügt. «Gott ist's, der regiert, der das Zepter führt.»

Unser Staunen hört nicht auf. Es wird noch grösser, wenn wir beachten, in welcher Umwelt dies erste Blatt der Bibel geschrieben wurde. Im ganzen vorderen Orient steht damals der Mensch von der Wiege bis zur Bahre im Banne der Gestirne. In den Gestirnen sieht der damalige Mensch Mächte, die sein Schicksal bestimmen, denen er ohnmächtig ausgeliefert ist, die schonungslos über ihn verfügen. Nun ist es den Auslegern aufgefallen, dass hier auf dem ersten Blatt der Bibel weder die Sonne noch der Mond mit Namen genannt sind. Es ist lediglich die Rede von Lichtern. Sonne und Mond sind in der damaligen Umwelt heidnisch gefärbte und belastete Götternamen. Man nimmt mit gutem Recht an, dass deswegen hier ihre Benennung ausdrücklich vermieden wird. Diese ganzen Worte vom vierten Schöpfungstag sind gegen die Vergötterung der Gestirne, gegen den heidnischen Sternkult gerichtet. Sonne und Mond werden praktisch und hausbacken Lichter genannt. Sie sind, wie schon Calvin es hört, lediglich «Knechte und Mägde», zweckdienliche Einrichtungen zur Erhellung und Erwärmung der Erde. Mehr als dienstbare Geschöpfe in Gottes Hand sind sie nicht.

Auch sonst wird in der ganzen Bibel ein scharfer Abwehrkampf gegen die Vergötterung der Sternenwelt geführt. Im 5. Mosesbuch steht neben vielen anderen Mahnworten ein ausdrückliches Verbot des Gestirnkultes: «Dass du, wenn du deine Augen zum Himmel aufhebest und Sonne, Mond und Sterne schaust, das grosse Heer des Himmels, dich nicht verführen lassest, sie anzubeten und ihnen zu dienen» (5. Mose 4,19). Bekannt ist uns aus den Zehn Geboten: «Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf der Erde, oder im Wasser unterhalb der Erde ist, bete sie nicht an und diene ihnen nicht.» Und Jeremia warnt: «Gewöhnet euch nicht an

die Weise der Heiden, und vor den Zeichen am Himmel erschreckt nicht. Die Heiden erschrecken vor ihnen» (10,2). Es gibt eine einzige, aber nur scheinbare Ausnahme, am Eingang des Neuen Testaments. Das ist der Bericht vom Besuch der Weisen aus dem Morgenland, die kommen, das Kind anzubeten, weil sie «seinen Stern gesehen haben». Aber es wird dort mit keinem Wort gesagt, sie seien keine Heiden gewesen. Oder gar, wir sollten ihren heidnischen Glauben annehmen. Es wird mit ihrem Erscheinen lediglich gesagt, dass die Berufenen, die Auserwählten bei der Geburt Christi schon wegbleiben, während heidnische Sternpriester kommen, ihn anzubeten. Hiob redet einmal von der hohen Versuchlichkeit, die in allem astrologischen Schicksalsglauben liegt: «Wenn ich das Licht sah, wie es leuchtet, und den Mond, wie er herrlich einhergeht, und dann mein Herz sich heimlich betören liess, dass ich ihnen Kuschhände zuwarf – Gott droben hätte ich damit verleugnet» (31,26-28).

Diese Versuchlichkeit des Gestirndienstes und Sterngläubens ist weit davon entfernt, etwa überwunden zu sein. Schon das Rechnen mit Millionen von Sonnensystemen, mit Lichtjahrtausenden, erfüllt den heutigen Menschen «mit dem Schauer des Unvorstellbaren und des Geheimnisses, mit magischem Respekt» (K. Barth). Aber auch die eigentliche Sterngläubigkeit übt auf nicht wenige Zeitgenossen ihren nicht zu unterschätzenden Einfluss aus. Wenn dem nicht so wäre, könnte man nicht schon beim erstbesten Kiosk die Worte lesen: «Dein Schicksal liegt in den Sternen.» Und es sind nicht etwa nur die Unintelligenten, die dem abgöttischen Sternglauben erliegen. Es sind jetzt einige Jahrzehnte her, dass ich in der Privatabteilung einer Klinik eben dazu lief, wie eine Schwester aus einem der Krankenzimmer stürzte und um Hilfe schrie, weil da drinnen einer ihrer Patienten sich erschiessen wollte. Grund seines Kurzschlussvorhabens war die Unheilbarkeit seines Leidens. Der Kranke kam später zum Glauben. Nahm sein Todeslos mit

Gottergebenheit hin. Er konnte dank dem Umstand, dass seine Frau aus ihrer Ledigenzeit Inhaberin eines Krankenpflegepatentes war, für die restlichen Monate seines Lebens nach Hause entlassen werden. Nun fiel dem Besucher auf, dass besagter Patient trotz seines Christenglaubens gelegentlich gegen seine Frau, die ihn doch Tag und Nacht hingebend pflegte, einen gereizten, einen aggressiven Ton anschlagen konnte. Des Rätsels Lösung bestand darin, dass der Mann ein Horoskop hatte. Es war ein kostspieliges. Eines, wie es sich die Begüterten leisten. Es umfasste bei 40 Maschinenschriftseiten. Darin war ihm Erfolg um Erfolg zugesprochen. Er hatte Jahrzehnte hindurch nach diesem Horoskop gelebt. War von Stufe zu Stufe bis an die Spitze eines Grossunternehmens gestiegen. In seinen Krankheitstagen liest er das Schriftstück noch einmal aufmerksam durch. Dabei entdeckt er eine Kleinigkeit, der er während der langen Erfolgszeiten gar keine Beachtung mehr geschenkt hatte. Da stand unter viel anderem geschrieben, dass er sich hüten solle vor Menschen, die an einem bestimmten Tag in einem bestimmten Monat geboren seien. Und nun trifft ihn wie ein Blitzschlag die Entdeckung, dass ja seine jetzige Frau, es war die zweite, eben diesen Geburtstag hatte. Nun wusste er Bescheid über sie. All ihre Hingabe war nur Schein. Laut Horoskop war sie seine Todfeindin. Der Fall konnte dann gottlob geklärt werden und endete mit der Verbrennung des Schriftstücks. Zu solch furchtbarer Knechtschaft kann es führen, wenn einer sein Leben den Gestirnen statt Gott unterstellt. Und das war ein Mann der Intelligenz! Einige Zeit später hörte ich in einer Abendgesellschaft einen holländischen Gast erzählen, er habe in seinen jungen Jahren mit einem Horoskop gelebt. Er müsse sogar zugeben, dass es gestimmt habe. Aber seltsam! Genau vom Jahr an, da er zum lebendigen Christusglauben gekommen sei, habe das Horoskop aufgehört zu stimmen. Das sei für ihn ein Zeichen dafür gewesen, dass, wer sich der Führung und Herrschaft der Gestirne unterstelle, dass er sich

nun eben tatsächlich unter eine gottfremde Führung begeben habe. Gestirnglaube ist qualifizierte Untreue Gott gegenüber. Wer sich unter die Führung der Gestirne begibt, fängt an unter Fremdherrschaft zu leben und hat sich dem Willen Gottes faktisch entzogen. Man kann nicht Gott gehorchen und dem Horoskop. Entweder man fürchtet Gott, oder das Schicksal. Entweder man vertraut dem Schicksal, oder Gott. Wir sollen Gott über alles lieben, denn er ist unser alleiniger Herr.

Aber nun ist Gott nicht nur der Herr über den Anfang und über das Ende aller Zeit, sondern auch über das, was zwischen Ende und Anfang liegt. Der Herr über die Zwischenzeit. Die Bibel redet über eine Mitte der Zeit und meint damit die Zeit der leiblichen Gegenwart Christi im Zustande seines Menschseins: «Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn.» Es gibt offenbar nach der Bibel gefüllte, und weniger gefüllte, leere Zeit. Gott hat die Zeit damit erfüllt, dass er zuerst hereinredete, dann hereingriff, und schliesslich hereinkam in seinem Sohn und hereinbrach am Tag der Pfingsten bei Anlass der Ausgiessung des Heiligen Geistes. Unsere Lebenszeit kann offenbar beides sein, gefüllte oder leere Zeit. Gott hat jedem von uns ein bestimmtes Stück Lebenszeit zugemessen. Man ist keinen Tag länger und keine Stunde weniger lang in der Zeit als es Gott verfügt. Keiner kennt das Ende seines Lebenstages. Aber über eines lässt Gott uns nicht im Zweifel: Unsere Lebenszeit soll nicht nur eine leere Tick-Tack-Zeit, sondern eben gefüllte Zeit sein, eine angefüllte, eine genutzte Zeit. Gewiss, wer wollte sein ihm geschenktes Leben nicht nutzen? Wer strebt nicht nach der Fülle des Lebens? Die Frage ist nur: womit gefüllt, wie genutzt?

– mit allem und jedem? Wir haben eingangs auf unseren chronischen Zeitmangel hingewiesen. Die Zeit reicht offenbar nun eben nicht zu allem und jedem. Das nötigt uns, Wichtiges vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Zu einem

aber will Gott uns vorab und unter allen Umständen Zeit geben: Zur Begegnung mit ihm – mit Gott. Wenn die Zeit nicht zu dieser Begegnung reicht, dann war unser Aufenthalt auf diesem Planeten leer, umsonst, nichtig. Verschiedene Kirchenlieder sagen uns das: Eins haben wir bereits gesungen: «Die Zeit ist wie verschenkt, drin man nicht dein gedenket, da hat mans nimmer gut» (57. Tersteegen). Zeit ohne Gott ist nicht gut, ist vertane Zeit. Und das andere Lied werden wir noch singen: «Drum steht der Himmel Lichter voll, / dass man zum Leben sehen soll, / und es mög schön geordnet sein, / zu ehren Gott, den Schöpfer dein» (72. Joh. Zwick). Drum hat Gott die Lichter geschaffen, dass man während der Zeit, da diese Lichter leuchten, während der Lebenszeit, Gott begegnen soll. Und dann bestimmt auch dem Bruder. Dazu vorab will Gott uns Zeit geben. Und dann – warum nicht? – gewiss auch noch zu einigem anderen.

Aber Zeit ohne Gott und ohne den Bruder ist leer. Sie ist mehr als nur leer. Sie ist mit Fremdem angefüllt. Zeit ohne Gott wird besetzt durch andere Mächtigkeiten. Zeit ohne Gott wird zum Götzen. Es ist die Frage, ob wir nicht weithin der Zeitvergötzung tatsächlich erlegen seien. Die reformierten Glaubensbrüder auf dem Balkan erzählten mir vor einigen Jahren, sie hätten Besuch gehabt, eine indische Glaubensschwester, Ärztin von Beruf. Diese habe ihnen an einem Abend erzählt, sie sei in ihrem indischen Gymnasium seinerzeit belehrt worden: Im christlichen Westen werde ein gefährlicher und über die Massen grausamer Götze verehrt. Sein Bildnis hänge an jedem Arbeitsplatz, an jeder Strassenecke und in jeder Bahnhofhalle. An Schulhäusern und an Kirchtürmen sei es angebracht. Ja, in jedem Wohnzimmer und auf den Nachttischchen sehe man es. Die Leute trügen diesen Götzen sogar in der Tasche mit sich herum, oder am Handgelenk. Die Christin aus Indien redete von dem, was wir aus der von Gott geschenkten Zeit gemacht haben. Sie redete von der Uhr. Die Zeit, die Gott gab, die Wohltat

Gottes, ist drauf und dran, uns ein Götze zu werden. Gott aber hat uns heute sagen lassen, er sei der Geber und Herr der Zeit. Er sei der alleinige Herr. Der Herr auch und sogar über die Uhr! Und Gott gibt uns Zeit genug, genug, ihm zu begegnen – und dem Bruder. Amen.

Herr, Vater!

Wir bekennen vor dir,
dass wir die Zeit als Raub an uns gerissen,
und eigenmächtig darüber verfügt haben.
Vergib uns diese Sünde.

Lehre uns, unseren Lebenstag zuzubringen
in Dankbarkeit und Verantwortung vor dir.
Lehre uns auch bedenken, dass unsere Zeit vergeht,
damit wir klug werden.

Bewahre uns vor einem plötzlichen
und unvorbereiteten Tod.

Hilf uns, die Zeit auskaufen, im Dienst am Bruder.
Schenk den Kindern Väter und Mütter, die Zeit haben,
den Kranken Ärzte, die nicht unter Zeitdruck stehen.

Den Angefochtenen Seelsorger,
die nicht pressieren müssen.

Schenk den Behinderten geduldige Lehrmeister.

Der du deinen Sohn in die Welt gesandt hast
zu helfen und zu heilen,

heile uns alle von der gottlosen Eile.

Du hast uns zu dir hin geschaffen, o Gott,
und unruhig ist unser Herz,
bis dass es Ruhe gefunden hat in dir. Amen.

Tiere

Allmächtiger Schöpfer!
Grösser als alles, was Menschen ängsten kann!
Du weisst, wie bald wir den Mut verlieren.
Unser Sorgengeist blieb dir nicht verborgen.
Vergib uns um Christi willen allen Kleinmut.
Und stärke uns den Glauben.
Hilf uns heute die Güte erkennen, die von der Erschaffung
der Welt her gewaltet hat über alle Kreatur.
Du zürnst wohl über unsere Sünde, und suchst die Missetat
heim; aber in Jesus Christus, deinem lieben Sohn,
bist du barmherzig über tausend Geschlechter.
Ja, deine Güte ist auch heute Morgen neu,
und deine Barmherzigkeit hat noch kein Ende.
Um der Liebe Christi willen segne in dieser Morgenstunde
Mütter und Väter, Eltern und Kinder, damit Ehe, Familie
und Volk an dir genesen und alle Völker erkennen,
dass du der Herr bist, heute und in Ewigkeit. Amen.

*²⁰ Und Gott sprach: Es wimmle das Wasser von lebendigem
Getier, und Vögel sollen fliegen auf Erden unter der Feste
des Himmels. ²¹ Und Gott schuf grosse Walfische und alles
Getier, das da lebt und webt, davon das Wasser wimmelt,
ein jedes nach seiner Art, und alle gefiederten Vögel, einen
jeden nach seiner Art. Und Gott sah, dass es gut war.
²² Und Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und
mehret euch und erfüllet das Wasser im Meer, und die Vö-
gel sollen sich mehren auf Erden. ²³ Da ward aus Abend
und Morgen der fünfte Tag. 1. Mose 1,20-23*

Liebe Gemeinde!

Wir nähern uns jetzt als gemach dem Höhepunkt des Schöp-
fungswerkes. Das ist die Erschaffung des Menschen. Die
ganze Schöpfungsgeschichte zielt ja auf dieses Ereignis hin.
Unverkennbar. Gott richtet die Erde so ein, dass sie dann

zuletzt für den Menschen, für Adam, bewohnbar ist. Am fünften Schöpfungstag nun schenkt der Schöpfer seine besondere Aufmerksamkeit den beiden Gebieten, die an den künftigen Wohnraum Adams unmittelbar angrenzen: Das ist die Tiefe und die Höhe. Das Weltmeer und der Luftraum. Gott bevölkert jetzt die Tiefe und die Höhe, füllt das Meer mit «wimmelnden Wesen». Und die Luft mit «Flugtieren, die Flügel haben», wie es wörtlich heisst. Und diese Erschaffung der ersten Tiere, es sind Fische und Vögel, bewirkt Gott wiederum durch sein allmächtiges Schöpferwort: «Und Gott sprach: Es wimmele das Wasser von lebendigem Getier, und Vögel sollen fliegen auf Erden unter der Feste des Himmels» (20).

Und nun hat sich Christus bekanntlich einmal über den Aufenthaltsort der Menschen dahin geäußert, er sei ein Ort der Angst: «In der Welt habt ihr Angst.» Jesus stellt das einfach fest. Ohne uns deswegen zu tadeln. Er hat Verständnis für unsere Lage. Gerade er kennt die Welt so, dass er uns die Angst keineswegs ausredet. Die Welt ist so, dass der Mensch allen Grund hat, in ihr Angst zu haben: «In der Welt habt ihr Angst.» Das gilt nun eben vor allem auch jenen beiden Nachbargebieten, dem angrenzenden Meer und dem Luftraum gegenüber. Das Meer und der Luftraum sind uns Menschen besonders unvertraut. Sowohl die Tiefe des Wassers wie die Höhe der Luft sind uns Menschen zunächst unheimlich. Das war immer schon so und ist es mehr oder weniger bis zum heutigen Tag. Beim ersten Aufenthalt an der Ozeanküste fiel uns seinerzeit an den Meeranwohnern jene gewisse Zurückhaltung dem Meer gegenüber auf. Es ist das Wissen aus vielfacher Erfahrung, dass das Meer weder ein Spielzeug ist, noch Spass versteht. Ein Bauer warnte uns. Später erzählte er, dass er als Knabe ohnmächtig zusehen musste, wie ihm ein tückischer Sog einen lieben Schulkameraden vor seinen Augen erbarmungslos hinweg nahm und verschlang. Solche Erfahrungen lassen den Anwohner dem

Meer gegenüber wachsam sein. In Amsterdam wird einem der Turm gezeigt, von dem aus in früheren Zeiten die Mütter, Frauen und Bräute den Männern, Vätern und Brüdern Abschied winkten, wenn sie zum tagelangen und lebensgefährlichen Fischfang hinausfuhren. «In der Welt habt ihr Angst.» Diese Gefährdung durch die Elemente und Naturgewalten erfährt nun aber noch eine sehr wesentliche Steigerung durch die Angst vor dämonischen Mächten, die in den Höhen und in den Tiefen hausen. Im vorderen Orient war eines der Ungetüme der Meerestiefe der Leviathan. Von dem hören wir Hiob sagen: «Wenn du deine Hand an ihn legst, so gedenke, dass es ein Streit ist, den du nicht gewinnen wirst» (40,32). Und nun soll dem Menschen diese Angst vor der Tiefe und Höhe weggenommen werden. Indem er diese beiden Gebiete mit Lebewesen bevölkert, will der Schöpfer sie dem Menschen vertraut machen. Dass das keine bloss geistreiche Vermutung ist, dafür ist der Wortlaut des Berichtes über den fünften Schöpfungstag ein überzeugender Beweis. Von den Fischen wird eine Art besonders erwähnt. Was Luther mit «Walfische» übersetzt, ist richtiger wiederzugeben mit «Meerungeheuer». Und von diesen Ungetümen heisst es nun, Gott habe sie erschaffen. Nicht die Elemente des Meeres und des Luftraums, so schreckhaft und wild sie sich gebärden mögen, Gott ist der Herr. Und erst recht nicht den dämonischen Gewalten ist der Mensch preisgegeben, wenn er sich aufs Meer und in die Lüfte begibt. Auch dort, ja gerade dort, in jenen unvertrauten Regionen, in den tiefsten Meerestiefen und im abgründigen Luftraum steht der Mensch unter Gottes Schutz. Es gibt keine Mächte, weder natürliche noch dämonische, die mächtiger wären als der eine Allmächtige. Kein Loch, kein noch so verborgener Schlupfwinkel ist denkbar, der sich der Hand Gottes entziehen könnte. Das ist hier die Frohbotschaft der Worte: «Und Gott schuf». Es steht hier im Urtext wiederum jenes Wort, das streng nur für Gottes Schaffen Anwendung findet: «Und

Gott schuf grosse Wasserungetüme und allerlei Getier, das da lebt und webt, davon das Wasser sich erregte, ein jegliches nach seiner Art, und allerlei gefiedertes Geflügel, ein jegliches nach seiner Art.» Unterstrichen wird diese Frohbotschaft dadurch, dass auch hier ausdrücklich hinzugefügt ist: «Und Gott sah, dass es gut war.»

Ist es an den Haaren herbeigezogen, ist es zu kühn, wenn wir hier feststellen, dass Gott damit die Voraussetzung und die Grundlage der späteren Erschliessung der Meere und der Lufträume geschaffen hat? Für beides, für die Navigation zu Wasser und in der Luft, braucht es bis zum heutigen Tag Mut und Gottvertrauen. Als Lindbergh im Jahre 1927 seine Maschine bestieg, um zum ersten Mal den Ozean zu überfliegen, da tat er es mit dem Seufzer: «Ich betrete meinen Herrerraum.» Es ist nicht recht, wenn wir Fromme geneigt sind, die Schifffahrt zu Wasser und in der Luft allzu hurtig und in Bausch und Bogen als Satanswerk zu verteufeln. Gewiss ist bei der Erschliessung der Meere und der Welträume oft Hybris, menschliche Überheblichkeit, mit am Werk gewesen. Aber auch der Dampfer und die Karavelle, auch die Weltraumgondel wollen Gottes Gabe sein. Und nicht jeder, der zur See fährt oder in der Erschliessung der Luft Pionierarbeit leistet, muss ein Gottloser sein. Auch unter den Seeleuten und unter den Fliegern gibt es Gottesfürchtige. Derjenige Schweizer, der als erster aus der Luft auf dem Jungfraujoch landete und dort eine Gedenktafel hat, war ein gottesfürchtiger Familienvater. Wenn er vor einem seiner besonders gewagten Flüge Abschied nahm, dann pflegten die Seinen von ihm die Worte zu hören: «Ihr seid in Gottes Hand auf der Erde. Ich bin in Gottes Hand über der Erde. Wenn es sein soll – auch unter der Erde sind wir in Gottes Hand.»

Gott hat sich aber nicht damit begnügt, uns durch die Erschaffung der Fische und der Vögel die Höhen und Tiefen vertraut zu machen. Er hat zur Überwindung unserer Angst noch ein ganz anderes Werk getan: Er hat seinen Sohn auf

die Erde gesandt. Der Erlöser wird unsere Angst überwinden. Christus ist als Erlöser hinabgestiegen bis in die «untersten Örter». Bis in die unausdenkbar schrecklichen Tiefen des Totenreiches: «Niedergefahren zur Hölle.» Und er ist hinaufgestiegen nicht nur zum Mond und zum Mars, er ist «Aufgefahren zum Himmel». Im Glauben an Gott, der seine Schöpfer- und Erlösermacht bis tief unter die tiefsten Tiefen, und bis hoch über die höchsten Höhen ausdehnt und wirksam macht, kann schon der Mann des Alten Bundes sagen: «Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äussersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten» (Psalm 139). Weil Christus der Erlöser der Tiefe und der Höhe ist, darum hat er die Vollmacht, uns zuzurufen: «In der Welt (auf dem Festland, auf dem Wasser und in der Luft) habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt (zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft) überwunden.» Aber noch haben wir erst einen Teil des Lichtes wahrgenommen, das uns aus dem Bericht über die Erschaffung der Fische und der Vögel hier aufleuchtet. Der fünfte Schöpfungstag bereitet uns eine besondere Überraschung. Beeilen wir uns, weiter zu lesen: «Und Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet das Wasser im Meer und das Gefieder mehre sich auf Erden» (22). «Und Gott segnete sie.» Was es dann bald auch von den Landtieren und vor allem von Adam, vom Menschen, heissen wird, das heisst es zunächst einmal von den Fischen und von den Vögeln. Zum ersten Mal im Verlauf der Schöpfungsgeschichte fällt jetzt das grosse Wort – sprechen wir es nicht gelassen aus – das grosse Wort: «Segen». Was ist das? Zunächst handelt es sich hier um Zeugung, Erhaltung und Fortpflanzung der Art. Schon die schlichte Tatsache, dass die Kreatur, sei es die pflanzliche, die tierische oder die menschliche, sich fortpflanzen, sich vermehren darf, wird als Geheimnis der Güte

Gottes hingestellt. Das Segnen geschieht mit dem Wort «Und Gott segnete sie, indem er sprach.» Segen ist Wort. Es liegt in Gottes Gnadenwillen, dass das Segenswort nicht leer bleibt. Dass eine gute Kraft im Wort wirkt. Eine Kraft, die nicht Leben zerstört oder hindert, sondern Leben fördert und schafft. Das Segenswort kann so ganz zur Gotteskraft werden, dass sich seine Wirkung dem menschlichen Verfügen entzieht. Segnen ist nicht menschliches Manipulieren. Segnen ist Gottes freie Gnadengabe. Nachdem der blinde Isaak versehentlich den Segen seinem Sohn Jakob gegeben hatte, lag es nicht in seiner Macht, ihn als ungeschehen zu erklären (I. Mose 27). Und als Bileam übers Gottesvolk einen Fluch aussprechen wollte, kamen Segensworte aus seinem Mund (4. Mose 22). Gottes Segen ist Gottes freie Entscheidung. Und an diesem Segen Gottes ist nicht nur einiges, auch nicht bloss vieles, sondern alles gelegen. Wo Gottes gütige Kraft nicht wirkt, tritt früher oder später das Aussterben ein. In einem Gespräch, das in der Woche nach Ostern zwischen einigen Fachleuten für Landwirtschaftsfragen, Bauern und Pfarrern stattfand, wurde von einem Agronomen, einem Absolventen der Eidgenössischen Technischen Hochschule, die Frage aufgeworfen, ob das Reden von Gottes Segen vor heutigen Landwirten noch zeitgemäss sei? Ob es überhaupt vom heutigen technisierten Menschen noch verstanden werden könne? Ob es nicht veraltet und überholt sei, vor Leuten, die bereits bei den Haustieren die künstliche Besamung vornehmen, noch von Gottes Segen zu sprechen? Gewiss ist das Wort von Gottes Segen und was dahinter steht, unverständlich. Aber nicht erst heute. Es war es immer. Auch für den Bauern, auch für den Menschen der vortechnischen Zeit. Und unverständlich wird es bleiben auch für den Menschen eines nachtechnischen Zeitalters. Das heisst, Gottes Segenswort musste immer geglaubt werden. In alle Zukunft wird kein Mensch fassen, was Gottes Segen ist, es sei denn durch den Glauben. Dass Gott segnet, ist ein Gnadenwunder. Dass

Gottes Segen nicht aufhört, auch wenn Sünde und Fluch sich wie eine grässliche Totalinfektion in die Blutbahnen des Menschengeschlechts ergossen hat, anders als im Glauben fasst das keiner. Von da aus gesehen ist und bleibt das Segenswort ein Fremdwort. Wohl jedem, der an Gottes Segen glaubt und sich fröhlich als unzeitgemäss abtun lässt. Ohne als hinterwäldlerisch verlacht zu werden, ging es hier nie. Wer zuletzt lacht, lacht auch da am besten. Und wer an Gottes Segen, der uns in Jesus Christus erneuert angeboten ist, glaubt, wird zuletzt lachen.

Gottes Segen betrifft aber nicht allein die naturhafte Fortpflanzung. Gott will denjenigen, den er zum Empfänger und Träger seines Segens macht, dazu gebrauchen, die empfangene Gottesgüte weiterzugeben. Das Weitergeben gehört wesentlich zum Segen Gottes: «Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein» (wir werden im 12. Kapitel mehr darüber vernehmen). Wie aber, fragen wir, soll dieses Weitergeben durch die von Gott gesegneten Fische und Vögel sich gestalten? Es ist hier nahe liegend, an all die kleinen Wohltaten zu denken, die uns Menschen von den Fischen und Vögeln zukommen. Etwa an die Tatsache, für wie manchen Stadtmenschen der Vogelkäfig zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gehört. Ich denke an jenes Aquarium, das in der Eingangshalle einer städtischen Armenanstalt steht und dort das Gemüt manches verdrossenen Insassen ein wenig erheitert. Oder an die Tatsache, dass Nervenärzte gewissen Patienten das Angelfischen als Nerventherapie anraten. Natürlich denken wir in diesem Zusammenhang auch an die Aussage des deutschen Ernährungswissenschaftlers Prof. Erich Hoffmann, der im Blick auf die künftige Welternährungsfrage auf die Tiefseefischerei als auf eine beinahe unerschöpfliche Nahrungsreserve der Menschheit hinweist, die dank der modernen Fanggerätschaften und Aufbewahrungsmöglichkeiten noch lange, ohne Raubbau zu treiben, Unmengen von menschlicher Nahrung aus der Meerestiefe

zutage fördern kann. Aber der eigentliche Segen, der von den Fischen und Vögeln auf uns Menschen übergehen soll und darf, ist das Wort. Es gibt, vor allem im Neuen Testament, nicht nur eine «Botschaft des Kindes», sondern auch eine unüberhörbare «Botschaft der Fische und der Vögel». Und zwar eine Christusbotschaft. Ist es eine bloss zufällige Nebensächlichkeit, dass die ersten Christusjünger von Beruf Fischer sind? Dass Jesus sie am Anfang ihrer Nachfolge den grossen Fischzug tun lässt, ihnen zeigt, dass er Macht hat übers Meer und seine Tiefen, und dass er sie zu «Menschenfischern» macht? Ist es Zufall, dass eine seiner letzten Begegnungen mit seinen Jüngern am See Tiberias stattfindet, er ist schon auferstanden, und dass er durch diesen zweiten, österlichen Fischzug ihnen noch einmal zusichert, dass er der Herr ist auch übers Meer? Und dass er dann mit ihnen Abendmahl feiert, indem er mit ihnen auf dem Feuer gebratenen Fisch teilt? Und dass in der Urkirche nicht nur mit Brot, sondern auch mit Fisch Abendmahl gefeiert wird, weil er bei Anlass der grossen Speisung in der Wüste Brot und Fisch an sie verteilte? Und ist es nur eine belanglose Äusserlichkeit, dass eines der symbolkräftigen Zeichen der ersten Christenheit der Fisch ist? Wird damit der Fisch – seltsam, der stumme Fisch! – nicht zum Botschafter der Güte und Barmherzigkeit des Schöpfers und Erlösers der Welt?

Deutlicher noch ist die neutestamentliche «Botschaft der Vögel». Hier handelt es sich um eigentliche Worte des Herrn. Dort wo er seine Jünger aussendet, nimmt er in jenem dreifachen, machtvollen «Fürchtet euch nicht» die Angst von ihnen. Dabei erfolgt sein denkwürdiger Hinweis auf die Vögel: «Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Dennoch fällt deren keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählt. So fürchtet euch nun nicht; ihr seid besser als viele Sperlinge» (Matth. 10,31). Welch eine grosse Sache, sich nicht mehr fürchten zu müssen, weil Christus das Wort von den

Sperlingen sagt! Und noch deutlicher in der Bergpredigt: «Sehet die Vögel unter dem Himmel an. Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch» (Matth. 6). Man lese bei Kierkegaard nach, mit welcher Geistesmächtigkeit er die Botschaft von den Vögeln unter dem Himmel auslegt. Wie der Vogel vom Vorhandenen lebt. Immer auf Reisen ist. Darum keinen Vorrat mitführen kann. Wie der Vogel von dem Wenigen lebt, wessen seine Armut bedarf. Wie er nie mehr nimmt, als genug. Ob er seinen Durst löscht aus einem Taupföpfchen oder aus einem See, er löscht nicht mehr als seinen Durst. Nie käme es ihm in den Sinn, den ganzen See auszuschöpfen. Wie er sich weder um Nahrung, noch um Kleidung sorgt. Ob Zaunkönig oder Adler und König der Lüfte, ob Grau-, Grün- und Buntspecht, immer ist er, der er ist. Er vermisst sich nicht, eine andere Kleidung zu beanspruchen. Er versucht auch nicht, seines Lebens Länge eine Elle zuzusetzen. Hingegen der Mensch sorgt sich um Essen und Trinken. In seiner Vermessenheit legt er unsinnige Schätze an. Der Mensch «trinkt den See aus» und beansprucht ihn für sich. Der Mensch legt Vorräte an in einem Ausmass, dass er an seinem Todestag noch hundert, noch tausend Jahre zu essen hätte. Und darum, darum gibt es Hungernde auf der reichen Gotteswelt. Weil Menschen sich von der Angst und Sorge dazu verleiten lassen, einen See zu besitzen, wo ein Brunnlein oder ein Glas Wasser genügte. «Sehet die Vögel unter dem Himmel an!» Er setzt uns die Vögel zu Lehrmeistern. Und wo der Mensch die Botschaft der Vögel hört, wo er sich durch Christus von Sorge und Angst befreien lässt, da hat die Gotteserde Nahrung, Kleidung und Unterkunft für alle.

Damit sind wir wieder, wie schon so oft, bei der Bitte um den Heiligen Geist angelangt. Diese Bitte drängt sich uns heute, am Rogate-Sonntag, in besonderer Weise auf: Dass doch der Heilige Geist komme und unsere Seelen anrühre.

Dass er uns frei mache von der Sorge und von der Angst. Und wenn die Welt am heutigen Sonntag ihren «Muttertag» feiert, dann legt sich uns die Bitte um Befreiung vom Sorgengeist und von der Knechtschaft der Angst erst recht nahe. Und noch einmal: Ist es Zufall, dass es schon ganz am Anfang der Schöpfungsgeschichte heisst: «Der Geist Gottes schwebte (wörtlich brütete) über den Wassern»? Mit einer brütenden Vogelmutter ist dort der Heilige Geist verglichen. Und dort, wo der Heilige Geist bei Anlass der Taufe auf Christus herniederkommt, wählt er noch einmal die Gestalt eines Vogels. So ist es kaum ein Zufall, dass ausser dem Fisch die Taube eines der wenigen Zeichen der christlichen Urkirche wird, jene Taube, die gemeint ist, wenn wir jetzt bitten: «Gott Vater sende deinen Geist / den uns der Sohn erbitten heisst / aus deines Himmels Höhen.» Amen.

Herr, Vater!

Herr derer, die an dich glauben.

Und Vater auch derer, die sich entfernt haben.

Herr der Kirche und Vater der Welt.

Du weisst, wie manches, das im Geist begonnen wurde, im Fleisch endete. Erbarm dich deiner Kirche.

Lass eine neue Segnung über deine Christenheit kommen.

Die wir getauft sind auf deinen dreieinigen Namen, erneuere uns mit der Taufe des Heiligen Geistes.

Erwecke, belebe das Wort,

das dich und deine grossen Taten lobt.

Lass Zeichen und Wunder geschehen, damit die Welt erkenne, dass du bist.

Wir bitten dich auch um die Gabe der Einigkeit und des guten Friedens unter den Kirchen, damit aus vieler Zeugen Mund das einmütige Bekenntnis ergehe, dass du barmherzig bist, allmächtig und gerecht.

Insbesondere bitten wir dich am heutigen Muttertag um den Beistand deines Geistes in unseren Familien. Gib den Kindern gläubige Mütter und betende Väter,

dass ein Geschlecht aufwachse,
das dich fürchtet und dir vertraut.
Wir bitten dich auch für die Grossväter und Grossmütter.
Schenk ihnen Kinder und Enkel, die ihnen helfen,
die Last der Jahre zu tragen.
Alles aber, wozu die Worte uns fehlen, bringen wir vor
dich in dem Gebet, das du uns erlaubst und geboten hast:
«Unser Vater, der du bist in den Himmeln...» Amen.

Der Mensch

Herr, Vater!
Des Nachts unter deinem Himmel.
Der Mond und die Sterne, von dir erschaffen,
die Unendlichkeit der Welträume,
wie klein kommt man sich da vor!
Und doch nimmst du Notiz von uns.
Weisst, wenn ein Mensch zur Welt kommt.
Wenn einer stirbt, entgeht es dir nicht.
Du kennst uns alle beim Namen.
Über so viel Güte können wir nur staunen.
Und zu Herren über deine Schöpfung hast du uns gemacht.
So viel Vertrauen beschämt und macht zittern.
Ja du erlaubst uns, mit dir persönlich umzugehen.
Du richtest dein heiliges Wort an uns.
Erlaubst, dir zu antworten im Gebet.
Wer sind wir?
Was ist der Mensch, dass du ihn so hoch erhebst?
Wir bitten dich heute um Eines:
Dass wir nie vergessen, wer du bist und wer wir sind.
Und dir die Ehre geben, solange uns die Erde trägt. Amen.

*²⁴ Und Gott sprach: Die Erde bringe hervor lebendiges Ge-
tier, ein jedes nach seiner Art: Vieh, Gewürm und Tiere
des Feldes, ein jedes nach seiner Art. Und es geschah so.*

*²⁵ Und Gott machte die Tiere des Feldes, ein jedes nach sei-
ner Art, und das Vieh nach seiner Art und alles Gewürm
des Erdbodens nach seiner Art. Und Gott sah, dass es gut
war.*

*²⁶ Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein
Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische
im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über
das Vieh und über alle Tiere des Feldes und über alles Ge-
würm, das auf Erden kriecht. ²⁷ Und Gott schuf den Men-
schen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und*

schuf sie als Mann und Frau. ²⁸ Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht. ²⁹ Und Gott sprach: Sehet da, ich habe euch gegeben alle Pflanzen, die Samen bringen, auf der ganzen Erde, und alle Bäume mit Früchten, die Samen bringen, zu eurer Speise. ³⁰ Aber allen Tieren auf Erden und allen Vögeln unter dem Himmel und allem Gewürm, das auf Erden lebt, habe ich alles grüne Kraut zur Nahrung gegeben. Und es geschah so. ³¹ Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der sechste Tag. 1. Mose 1,24-31

Liebe Gemeinde!

Und jetzt sind also wir an der Reihe. Es ergeht hier die Mitteilung an uns, dass wir Menschen Gottes Geschöpfe sind. Gott stehe uns heute bei, das zu verstehen. Zu bejahen und zu beherzigen. Der Mensch Gottes Geschöpf. Wir sind es nicht allein. Ausser uns, ja vor uns ist das Licht erschaffen. Das Himmelsgewölbe. Die Erde mit ihren Pflanzen. Das Meer. Die leuchtenden Himmelskörper und die Zeiten. Die Vögel in der Luft und im Wasser die Fische. Und schliesslich die Tiere des Festlandes. Unter allen Mitgeschöpfen aber steht das Wild des Feldes und das Haustier dem Menschen am nächsten. Wie betont ist in den biblischen Verlautbarungen diese Nachbarschaft zwischen Mensch und Tier bezeugt! Der sechste Schöpfungstag umfasst die Erschaffung des Viehs, des Wildes, der Kriechtiere und – des Menschen. Mensch und Tier, das soll uns hier offenbar eingeschärft werden, gehen einander viel mehr an, als wir es uns im Allgemeinen vorstellen. Diese gottverordnete Zusammengehörigkeit kommt im biblischen Wort auch dadurch zum Ausdruck, dass von beiden, von den Tieren und von den Menschen, gesagt ist: «Gott segnete sie.» Wenn das von den Vögeln und Fischen gilt, dann selbstverständlich auch vom

Landtier. Und beiden, den Menschen und den Tieren, wird zugerufen: «Seid fruchtbar und mehret euch.» Und beide, auch die Menschen, sollen sich von Pflanzenkost nähren. Darin hegt eine deutliche Grenze. Eine Beschränkung der Herrschaft des Menschen übers Tier. Der Mensch soll zuerst das Tier nicht zu seiner Nahrung verwenden. Soll es ursprünglich nicht schlachten. Erst später, nach dem Sündenfall, ja erst nach der Sintflut (1. Mose 9), wird dem Menschen die Viehschlachtung ausdrücklich freigegeben. Aber auch sonst wird im biblischen Zeugnis an der besonderen Nachbarschaft von Mensch und Tier festgehalten. Zusammen mit dem Menschen wird dann das Tier durch die grosse Flut gerettet. Am Segen des Ruhetags soll auch das liebe Vieh Anteil bekommen. Paulus weiss, dass die ganze Kreatur seufzt und sich mit uns Menschen nach dem Erlösungstag sehnt. Immer ist es dabei, das Tier. Es ist zugegen im letzten Buch der Heiligen Schrift. Dicht am Thron Gottes werden die geheimnisvollen «vier Tiere» geschaut. Wir sollen nicht aus dieser Nachbarschaft, ja Solidarität mit der Tierwelt, in die uns der Schöpfer von allem Anfang an und immer wieder so offensichtlich hineinstellt, ausbrechen wollen. Das also sind wir: Geschöpfe Gottes zusammen mit den Tieren.

Aber nun ist hier ebenso deutlich wie unsere Zusammengehörigkeit mit den Tieren, unsere Distanz von der Tierwelt festgestellt. Es ist fast allen Auslegern aufgefallen, wie gleichförmig es bei der Erschaffung sämtlicher Geschöpfe bisher hiess: «Und Gott sprach: Es werde... und es geschah also.» Jetzt aber, da die Erschaffung des Menschen bevorsteht, heisst es anders. Es ist jetzt einen Augenblick wie ein momentanes Innehalten Gottes, etwas wie ein Gedankenstrich, der bedeuten soll: Achtung! jetzt steht etwas Besonderes bevor, etwas hochgradig Bedeutsames. «Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei...» Das ist es nun offenbar, was Gott gewollt hat – Menschen! «Mensch – das klingt stolz!» (Maxim Gorki).

Den Menschen hatte Gott die ganze Zeit über vor Augen und im Sinn. Das bis dahin Unternommene ist um dieses einen Geschöpfes willen geschehen. Der Mensch ist das Ziel des ganzen Schöpfungswerkes.

Vor Jahren sah man in einer der hinteren Gassen, im Parterre eines der Altstadthäuser, des Nachts, wenn man vorbei ging, in eine kleine Schreinerwerkstatt hinein. Dort sah man einen noch jungen Mann an der Hobelbank arbeiten. Oft war um zehn Uhr das Licht immer noch nicht ausgelöscht. Dem Zuschauer, der einen Augenblick stehen blieb, fiel auf, dass das Gesicht des Mannes gar nicht verkrampft und verbittert war, wie das bei Menschen, die Überstundenarbeit zu verrichten haben, eigentlich zu erwarten wäre. Es lag etwas wie ein stilles Leuchten, wie ein heimliches Erwarten auf diesen nicht nur von aussen, sondern offenbar von innen erhellten Gesichtszügen. Wie man später erfuhr, bestand des Rätsels Lösung darin, dass dieser junge Arbeiter jemanden lieb hatte. An seinen freien Abenden stellte er für seine künftige Familie die paar bescheidenen Möbelstücke her. Liebe war das Geheimnis des Glanzes auf diesem Gesicht. Ich meine nun, wenn jemand im Verlauf der fünf ersten Schöpfungsgänge dem lieben Gott hätte ins Gesicht schauen können, der hätte darauf ein noch ganz anderes Leuchten wahrgenommen. Die Liebe zu dem, der diese Erde bewohnen wird, die Liebe zum Menschen, die Liebe für die zukünftige Menschenfamilie Gottes auf Erden ist es, welche hier schon die ganze Schöpfungszeit über am Werke war. Und jetzt ist der grosse Freudentag da. Jetzt spricht Gott: «Lasset uns Menschen machen... Menschen...!»

Liebe Gemeinde! Bei der Erschaffung des Menschen ist Gottes Wille besonders hervorgehoben: «Lasset uns...!» Der Mensch – nichts Geringeres als das nehmen wir hier zur Kenntnis – ist von Gott gewollt. Wir wissen zwar, dass es Menschenkinder gibt, die damals, als sie empfangen wurden und zur Welt kamen, nicht gewollt waren. Ein ungewolltes

Kind sein müssen, ist schwer. Es kann einem seiner Lebtag lang nachgehen und einen belasten. Das Menschengeschöpf ist kein «unerwünschtes Kind». Gott will, dass es den Menschen gebe. Und nicht nur den Menschen allgemein und abstrakt; Gott will, dass es dich und mich gebe. Du und ich sind gewollt. Wir sind da, weil uns der Schöpfer wollte. Gott hat ja gesagt zu unserem Dasein; darum dürfen, ja sollen auch wir unser Leben bejahen. Keiner von uns weiss ganz sicher, ob ihn seinerzeit seine Eltern gewollt haben. Wie immer dem sei, ausschlaggebend ist, was wir hier auf dem ersten Blatt der Bibel vernehmen: Der Schöpfer hat uns gewollt. Ja es ist denkbar, dass jetzt einer da unter uns sitzt, der um die furchtbare Möglichkeit weiss, dass man selber, wenn man gefragt worden wäre, ob man Mensch werden wolle, die Frage mit Nein beantwortet hätte, dass man selber den Tag seiner Empfängnis bedauert, wie es die schwermütige östliche Weisheit ausspricht: «Der Schlaf ist gut – der Tod ist besser – am besten wäre, nie geboren sein.» Mag dieses dunkle Nein in uns stecken. Auch es ist nicht ausschlaggebend. So steht unser aller Empfängnis und Geburt, unser aller Dasein unter dem strahlenden Licht des Wortes: «Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei.»

geburt

ich wurde nicht gefragt

bei meiner zeugung

und die mich zeugten

wurden auch nicht gefragt

bei ihrer zeugung

niemand wurde gefragt

ausser dem Einen

und der sagte

ja

ich wurde nicht gefragt

bei meiner geburt

und die mich gebar

wurde auch nicht gefragt
bei ihrer geburt
niemand wurde gefragt
ausser dem Einen
und der sagte
ja

(aus: kurt marti, gedichte am rand. kiepenheuer und witsch, köln.)

«Ein Bild, das uns gleich sei... und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als einen Mann und ein Weib.» Damit vernehmen wir hier nicht nur, *dass*, sondern obendrein erst noch, *wie* uns Gott gewollt hat. Gewollt, geplant, gezielt schafft Gott den Menschen: Dies Geschöpf soll ein Mensch sein. Nicht ein Tier. Auch nicht ein Engel. Ein Mensch. Und es soll ein Mann und eine Frau sein. (Man beachte: von Weissen und von Schwarzen ist hier nicht die Rede, geschweige denn von Deutschen und Welschen, von Amerikanern und Russen!) Und Gottes Ebenbild soll der Mensch sein. Wie die Gottebenbildlichkeit des Menschen zu verstehen ist? Wie sie nicht zu verstehen ist? Darüber kann man lange und angestrengt nachdenken. Ob man körperlich oder nur seelisch Gottes Ebenbild ist? Ob wörtlich oder nur symbolisch? Sind wir in dem Sinn Gottes Ebenbild, dass wir durch ihn ansprechbar sind? Will er uns zum «vis-à-vis»? Zum Gesprächspartner? Sollen wir mit Gott verhandlungsfähige, bündnisfähige Wesen sein? Eines scheint mir festzustehen: Wir *sind* Gottes Ebenbild. Wir sind es wirklich und nicht nur scheinbar.

Aber unsere Gottebenbildlichkeit ist ganz nur von Gott her zu verstehen. Nie und unter keinen Umständen vom Menschen her. Es ist immer verkehrt, wenn man beim Nachdenken darüber beim Menschen beginnt. Es hat bei Gott zu beginnen. Die Gottebenbildlichkeit ist nicht eine menschliche Charaktereigenschaft oder gar Naturanlage. Sie basiert überhaupt nicht auf dem Menschen, sondern allein auf Gott. Sie

ist in Gott verankert. Sie ragt, sie reckt sich bis zu uns Menschen herüber. Sie ist weder vom Menschen besitzbar noch verlierbar. Sie ist wie Gottes Gnade «all Morgen ganz frisch und neu». Und «sie hat kein End den langen Tag, drauf jeder sich verlassen mag». Ob wir es verstehen, dass wir Gottes Ebenbild sind, oder ob wir es nicht verstehen, ob wir es fühlen oder nicht, ob wir es wollen oder nicht – es ist so von Gott gewollt: «Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde.» Wir sind jetzt ganz einfach gefragt, ob wir das glauben. Der Glaube ist hier herausgefordert. Gott stärke ihn uns, den Glauben, dass wir sein Ebenbild sind.

Aber nun, liebe Gemeinde, man wagt fast nicht auszusprechen, was sich jetzt als Frage anmeldet – wenn *Gott* uns zwar als seine Geschöpfe und gar als sein Ebenbild will – aber *wir* wollen nicht? Wenn ein Mensch nun wirklich nicht Gottes Geschöpf und Ebenbild sein will? Es refüsiert? Ist dann, wenn Gott auf resolute Ablehnung stösst, sein Vermögen am Ende?

Und die andere Frage, die mit dieser ersten zusammenhängt: Wenn man zwar Gottes Geschöpf und Ebenbild sein möchte, aber man vermag es nicht? Wenn man ja längst darunter seufzt und oft genug fast dran verzweifelt, dass man wieder einmal gewollt hätte, aber es nicht konnte? Bleibt dann das, was wir heute hier zur Kenntnis genommen haben, für uns lediglich ein Grund des Bedauerns, des Heimwehs nach etwas, das offenbar einmal vom lieben Gott recht gut gemeint war, aber nie zur Ausführung kam? Bleibt dann Gottes Schöpfungswille mit uns Menschen ein frommer Wunsch Gottes? Aus dem nie Wirklichkeit wurde? Ein Schlag ins Wasser? Ein ewiges, aber nie erreichbares Leitbild? Ist unser Nichtwollen oder unser Nichtkönnen, unser Versagen, unsere Schwäche, unsere Sünde für Gott ein unübersteigbares Hindernis?

Nein! Wir stehen jetzt vor dem letzten Geheimnis Gottes, das darin besteht, dass Gottes Schöpferwille gerade unserer menschlichen Sünde gegenüber weiter besteht und unabänderlich bleibt, ja hier an diesem kritischen Punkt nun erst vollkommen zum Einsatz kommt. Gott will, dass der Mensch, der erkennt, dass er ein notorischer Versager, ein hoffnungsloser Sünder ist, sein Geschöpf und Ebenbild sei. Gott setzt ja dann seinen Willen auf höchst bemerkenswerte Weise durch. Nach jenem ersten: «Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei», setzt Gott sozusagen ein zweites Mal an, indem er die Menschwerdung dessen beschliesst, den Paulus den «zweiten Adam» nennt, die Geburt Christi. Damit bringt Gott seinen Willen, den Menschen zu seinem Geschöpf und Ebenbild zu haben, auf Erden unnachgiebig zum Durchbruch. Dass, nebenbei bemerkt, auch dieser «zweite Adam» ein Nachbar der Tiere ist, zeigt sich daran, dass er bei den Tieren, im Stall, zur Welt kommt.

Aber, hier erfasst einen helles Entsetzen. Auch dieses Ebenbild Gottes auf Erden haben wir Menschen ja nicht gewollt. Gerade an Christus kommt unser Versagen und unsere Sünde wie vorher nie an den Tag und zum Ausbruch. «Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte.» Der Menschgewordene war auf Erden «unerwünscht», wie noch nie einer unerwünscht war. Wir taten unser Mögliches, um ihn zu beseitigen. Wir töteten ihn. Mit Erfolg. Und doch erfolglos. Jetzt setzt Gott seinen Willen endgültig und unwiderruflich durch. Auch der Tod vermag Gott nicht von der Verwirklichung seines Willens, ausgedrückt in den Worten: «Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei», abzuhalten. Jesus Christus, der Mensch gewordene, der gekreuzigte und auferstandene, ist Gottes endgültiges, Gottes ewiges Ebenbild.

Und weiter. Christus will und wird denen, die an ihn glauben, seine Gottebenbildlichkeit, die er von ewig her beim Vater hatte und zu uns Menschen herüberbrachte, schenken.

«Christus ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes» (Kol. 1,15). An Christus glauben heisst, wie Paulus den Galatern schreibt, «Christum anziehen» (Gal. 3,27). Ihn, sein Ebenbild, anziehen, so wie man ein Überkleid anzieht. Ja noch stärker. An Christus glauben heisst, «dass Christus in euch Gestalt gewinne» (Gal. 4,19). Oder wie er es gar den Römern mitteilt, es sei des Vaters Wille, dass die Gläubigen «dem Bilde seines Sohnes gleichgestaltet werden, damit er der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern» (Röm. 8,29). Nicht mutterseelenallein, nicht als einziges Exemplar mit Seltenheitswert will Christus auf Erden Gottes Ebenbild sein. Nein, Christus will unter uns Menschen Brüder haben, und zwar nicht nur einige, sondern viele will er nach seinem Bilde gleichgestalten. So endgültig und unabänderlich ist Gottes Wille, erstmalig ausgesprochen und angemeldet in dem Wort da auf dem ersten Blatt der Bibel: «Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn, und schuf sie als einen Mann und ein Weib.» (Darüber wäre jetzt noch einiges zu sagen; wir werden später Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.)

Liebe Gemeinde! Seitdem Gott uns wissen liess, wer wir Menschen sind, wo er mit uns hinaus will, ist die Menschheit ein gut Stück älter geworden. Früher errechnete man im Abendland das Alter der Menschheit auf ca. 6000 Jahre. Im 18. Jahrhundert sprach ein guter Rechner von 75'000 Erdjahren. Noch bessere Rechner sprechen heute über den Vorgang der Menschwerdung von 15 und mehr Millionen Jahren. Mit drei Milliarden Jahren Erdalter rechnen die Geophysiker im Zeitalter der Rechnungsautomaten und des Elektrohirns. Menschliches Vorstellungsvermögen ist durch diese Zeitangaben überfordert. Man hat jedenfalls den Eindruck, das Alter der Menschheit und der Erde umfasse eine ganz hübsche Menge Zeit. Nun hat das Altwerden bekanntlich seine Vor- und Nachteile. Am Nebentisch im Tea Room

brach letztthin ein schallendes Gelächter aus. Einer der jungen Leute, die da nach Kinosluss noch ein wenig beisammen sassen, erzählte von seinem Nachbar daheim. Der alte Herr habe sich gestern festlich gekleidet von zu Hause weg begeben, um im Münster einer Hochzeit beizuwohnen. Beim Tramhäuschen am Bahnhofplatz, wo er habe umsteigen müssen, habe er plötzlich nicht mehr gewusst, wohin er habe gehen wollen, sei zuerst ratlos herumgestanden, habe sich schliesslich dran erinnert, woher er gekommen sei, sich in die nächste Telefonkabine begeben und zu Hause angefragt, wohin er habe gehen wollen. Solches kommt vor, wenn der Mensch alt wird. Ja, der alte Herr konnte von Glück reden, dass er sich wenigstens noch an seine Herkunft erinnerte. Es ist durchaus möglich, dass er eines Tages auch das vergisst. Ja, überhaupt nicht mehr weiss, wer er ist. Man möchte freilich den jungen Leuten anraten, sich nicht gar zu laut über die Folgen der Altersverkalkung zu erlustigen. Einmal weiss ja keiner von ihnen, was ihm in dieser Hinsicht einst im Alter dann blühen wird. Und dann: Wissen die jungen Leute, wohin *sie* wollen? Wissen sie, woher *sie* kommen? Wer *sie* sind? Und die Mittelalterlichen unter uns, die «im besten Alter»? Weiss da jeder genau wohin? Und ist sich da jeder völlig klar darüber, wer er ist?

Die Frage ist schliesslich unserem ganzen alt gewordenen Menschengeschlecht gestellt. Weiss Adam heutzutage klar Bescheid darüber, woher er kommt, wohin er geht und wer er ist? Ist die Unsicherheit über diese Grundfragen der Menschheit heute nicht weiter verbreitet, als man meint? Wir denken jetzt nicht nur ans neueste Verkehrsregelungsplakat, das uns Fussgänger sowohl fürs Huhn wie für uns vor die nicht gerade schmeichelhafte Frage stellt, ob wir ein Huhn seien oder ein Mensch. Wir denken jetzt an die Stösse von Büchern, die in den letzten hundert Jahren über die so genannte Abstammung, über die so genannte Herkunft, über den so genannten Ursprung des Menschen geschrieben

worden sind: Nicht alle, aber fast alle mit der Absicht und Tendenz, uns über unser Menschsein in Zweifel zu versetzen. Diese Ungewissheit hat sich tief in uns eingefressen. Nagt an den Wurzeln unserer Seele. Vor allem die Jugend quält sich offensichtlich ab mit Fragen des Selbstverständnisses. Dabei ist eine gewisse Neigung zum Abwerten, ja zum Verneinen des Menschseins unverkennbar. Adam steht nicht hoch im Kurs. Wir hören den Widerwillen, ja den Ekel vor dem Menschsein aus jenem Wort von Gottfried Benn, das Rolf Hochhuth in seinem «Stellvertreter» als Motto über die grauenhafte Jägerkellerszene setzt und das dort lautet: «Die Krone der Schöpfung, der Mensch, das Schwein.» Wenn es doch auch da eine Telefonkabine gäbe, in die man hineingehen und anfragen könnte, woher wir kommen, wohin wir gehen, wer wir sind! Wir befinden uns seit einer Stunde in dieser Kabine drin, haben das Buch aufgeschlagen und heute die Auskunft bekommen, dass Adam Gottes Geschöpf ist, erschaffen als Gottes Ebenbild, das uns durch Christus vermittelt wird.

Und dann noch ein Letztes. Die Frage, wer Adam sei, wer wir seien, ist uns heute nicht mehr in erster Dringlichkeit von der lieben Tierwelt, von der Natur her, sondern noch viel brennender von der Technik her gestellt. Der Amerikaner Saroyan schildert in seinem Buch «Die menschliche Komödie» unter anderem den Moment, da ein Kleinstadtjunge zum ersten Mal in seinem Leben einen mechanischen Menschen sieht, der als Jahrmarktsfigur in einem Schaufenster des Städtchens ausgestellt ist, einen Menschen, dessen Glieder sich automatisch bewegen, dessen Mund sich automatisch öffnet und schliesst und dessen Augen sich verdrehen, was auf den Jungen so wirkt, dass er zu Tod erschrocken davonrennt, zu Hause angelangt am ganzen Leib zittert und herzerbrechend schluchzt. Er hat geschaut, worüber uns mehr und mehr das eiskalte Grauen packt, den Roboter, den Adam im Zeitalter der Automation. Wenn einst die Frage

lautete: Bin ich Mensch? Bin ich Tier?, so lautet sie jetzt:
Bin ich Mensch? Bin ich Maschine? Die Frage ist uns heute
beantwortet worden: Wir waren von Anfang an Menschen.
Wir sind Menschen. Und wir werden Menschen sein. Adam
bleibt Adam. Durch Christus, den Erstgeborenen unter vie-
len Brüdern, werden wir dem Bilde Gottes gleichgestaltet.
So ist es der unabänderliche Wille des Schöpfers. Amen.

Vater im Himmel!

Wir danken dir, dass du uns erschaffen hast.

Und du hast uns erhalten bis auf diesen Tag.

Dir sei Lob und Preis, dass du Mensch wurdest,
um uns Menschen zu retten.

Gib doch, dass wir uns daran genügen lassen,
Menschen zu sein.

Lass uns immer bewusst bleiben,
was wir nach deinem Schöpferwillen sind.

Hilf uns menschlich bleiben, im anderen den Mitmenschen
erkennen, ihn lieben, weil du uns liebst.

Du hast auch die Tiere erschaffen,
ihnen das Empfinden von Lust und Qual geschenkt.

Sie müssen ihr Leben für uns lassen.

Sie seufzen mit uns nach dem Erlösungstag.

Wir gedenken vor dir auch dieser stummen Kreatur.

Auch sie ist deiner Hände Werk.

Herr, Vater, vor allem aber:

Erhalt uns im Glauben an deine Gottheit.

Du bist die Quelle alles Lebens.

Lass deine Gemeinde brennen in Bruderliebe.

Mehre unter den Völkern die Menschlichkeit.

Wehre allem, was zum Atomverbrechen treibt.

Damit die Welt erkenne, dass du unser Vater bist.

Und dass wir Brüder sind. Amen.

Vollendung

Herr, Vater!

Du gibst uns heute frei, dass wir dir dienen.

So hilf uns, diesen Tag so zubringen,

wie es deiner weisen Absicht entspricht.

Gib, dass es jetzt, in diesem Gottesdienst

zu einer Begegnung mit dir komme.

Hilf uns, dein Wort verkündigen und hören.

Wecke in deiner Kirche neue Freude

zur Anbetung im Geist und in der Wahrheit,

zum Beten, Loben, Singen und Spielen.

Schenk ein neues Verlangen nach deinem Mahl.

So lass diesen Tag, den du segnest und heiligst,

heute für uns alle zu einem Festtag werden.

Lass Impulse, lass Kräfte von ihm ausgehen.

Du willst nicht, dass wir Sklaven der Arbeit sind.

Aber du willst uns frei und froh machen zum Dienst.

Du hast auch keine Freude an Sklaven der Freizeit.

So gib, dass wir heute und morgen von Herzen gern dar-

nach trachten, dir zu gefallen, deinen Willen zu tun.

Und einst lass uns aus Gnaden teilhaben

am hohen Fest der herrlichen Vollendung.

Lass uns dann bei denen erfunden werden,

die eingehen zu deiner Ruhe.

Und du wirst bei ihnen wohnen.

Und sie werden dein Volk sein. Ewiglich. Amen.

¹ So wurden vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer. ² Und so vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte, und ruhte am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er gemacht hatte. ³ Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an ihm ruhte von allen seinen Werken, die Gott geschaffen und gemacht hatte. 1. Mose 2,1-3

Liebe Gemeinde!

Gott. Gott «vollendet und ruht am siebenten Tag». «Gott segnet und heiligt den siebenten Tag.» Und noch einmal: «Gott ruhte am siebenten Tag von allen seinen Werken.» Gott – Gott – Gott. Das ist nun offenbar der Tag, dessen Inhalt und Bedeutung in besonders betonter Weise mit dem einzigen Wort umschrieben und zusammengefasst ist: Gott. Es ist darum nicht verwunderlich, wenn uns dieser siebente Tag zunächst einige Verlegenheit bereitet. Die sechs bisherigen Schöpfungstage hatten alle einen geschöpflichen Gegenstand: Licht und Finsternis, die geschaffen werden. Das Firmament, das oben und unten scheidet. Das Meer und das Festland mit den Pflanzen. Die Gestirnwelt mit den Gezeiten. Die Fische und die Vögel. Die Tiere des Festlandes und der Mensch. So haben die sechs Schöpfungstage zum Inhalt einen Gegenstand, den man kennen, sich leicht vorstellen kann, von dem man sich ein Bild zu machen vermag. Der siebente Tag aber hat kein Werk, keinen vorstellbaren Inhalt. Da heisst es ganz einfach: Gott. Gott. Gott. Es gibt Ausleger, die vielleicht darum die Ansicht äussern, dieser siebente Tag sei ein Anhängsel, eine Zutat, eine Art «siebentes Rad», so wie man vom «fünften Rad am Wagen» spricht. Aber wie, wenn es umgekehrt wäre? Wie, wenn eben dadurch unsere ganze Aufmerksamkeit mit besonderem Nachdruck auf Gott hingelenkt werden soll? Diese Herausstellung eines Tages lediglich als Gott-Tag kann den Sinn und die Absicht haben, uns mitzuteilen und einzuschärfen: Wie der Daumen, der den anderen Fingern gegenübersteht, erst die Hand ausmacht, so macht der siebente Tag alles bis dahin Gewordene erst vollends zur Gottesschöpfung. Der Gott-Tag ist nicht überflüssige Zutat. Er ist das Haupt des ganzen Schöpfungswerkes. Hier schlägt das Herz aller Dinge. Ohne ihn wäre das Ganze ein Rumpf ohne Kopf. Dieser siebente Tag, der einfach «Gott» sagt, ist gleichsam die Eins, ohne die die vorausgegangenen Nullen wären.

Darum eben, liebe Gemeinde, weil ganz einfach Gott der Inhalt dieses Tages ist, kann es nicht ausbleiben, dass er uns einige besondere Schwierigkeiten des Verstehens bereitet. Was heisst denn: «Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer. Und also vollendete Gott am siebenten Tage alle seine Werke, die er gemacht hatte»? Was ist unter diesem «Vollenden» zu verstehen? Will das sagen, Gottes Werk sei nicht fertig? Es heisst doch: «Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.» Das sieht nicht nach einem unvollendeten Werk aus. Oder war das Werk Gottes zwar in der Hauptsache, sozusagen im Rohbau fertig, und es fehlten nur noch einige Kleinigkeiten an der Innenausstattung? Heisst «vollenden» soviel wie «die letzte Hand anlegen»? Wir wissen es nicht.

Wir wissen aber, dass uns das letzte Buch der Heiligen Schrift von einer «Vollendung» aller Dinge zeugt und dass von dieser Vollendung ein Glanz ausgeht, ein Lichtglanz von unvergleichlicher Helligkeit. Es wird ein neuer Himmel sein und eine neue Erde. Und ein neues Jerusalem in einem Strahlenglanz wie von Glas, Kristall, Gold und Edelsteinen. Und «es wird nicht hineingehen irgendein Gemeines». Das neue Jerusalem im Zustande der Vollendung wird keiner Sonne und keines Mondes bedürfen, «denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie». Das sind die Vorstellungen, die sich dem Bibelleser aufdrängen, wenn es da vom siebenten Tag heisst, Gott habe den Himmel und die Erde und das ganze Heer «vollendet». Dieser siebente Tag übergiesst Gottes Werk mit einem solchen Licht, dass es aufleuchtet, eben «herrlich wie am ersten Tag».

Und was heisst erst «Gott ruhte am siebenten Tag von allen seinen Werken, die er machte»? Ist Gott müde? Ist der Schöpfer von seinem Werk erschöpft? Muss er sich hinlegen? Schlafen? Warum denn nicht? Ist bei Gott etwas unmöglich? Wer wollte es ihm verargen, gar verbieten? Aber dieses Verständnis der Ruhe Gottes ist nicht wahrscheinlich.

Heisst es doch andernorts: «Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde erschaffen hat, wird nicht müde noch matt» (Jes. 40). Und «Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht». Was für Gott «ruhen» bedeutet, weiss kein Mensch. Man wird gut tun, sich auch hier der Einzigkeit und Unvergleichlichkeit Gottes bewusst zu sein und sich von Gott, auch von Gottes «Ruhen», kein Bildnis zu machen.

Eines werden wir sagen dürfen: Gottes «Ruhen» wird im Zusammenhang stehen mit jenem «Vollenden». Das Leuchten der Freude wird davon ausgehen wie damals, als die Engel riefen: «Siehe, ich verkündige euch grosse Freude.» Und an diesem Gott-Tag leuchtet etwas auf vom Glanz jener Freiheit, von der Christus sagt: «So euch der Sohn frei macht, seid ihr recht frei.» Und von dieser Ruhe Gottes wird die majestätische Strahlung jenes Friedens ausgehen, den er den Jüngern zusagt: «Den Frieden lasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht.» Und von dem Paulus sagt, er sei «höher als alle Vernunft». So wäre die Ruhe Gottes für uns der Inbegriff der Freude, der Freiheit und des Friedens. Eins ist jedenfalls sicher: Gottes «Vollenden» und Gottes «Ruhen» wäre für uns Menschen höchst begehrenswert. Höher als alles, was man sich unter Glück und Wonne ausmalen kann. Gottes Vollenden und Gottes Ruhen wäre für uns Seligkeit. Es wäre? Es *ist* Seligkeit, wie wir gleich sehen werden.

Liebe Gemeinde! Dieser Gott-Tag ist nämlich für uns Menschen nicht nur eine Verlegenheit, sondern auch eine Überraschung, ein Geschenk. Adam, der Mensch, ist zwar in den drei Versen, um die es sich hier handelt, mit keiner Silbe extra erwähnt. Er ist wie nicht vorhanden. Und doch ist er da. Gott schliesst den Menschen von seinem Ruhen und Vollenden keineswegs aus. Gott will nicht einsam in seinem siebenten Tag sitzen wie jener König von Thule in seinem Festsaal sitzt. Gott will, dass sein Friede und seine Freiheit

unsere Freiheit werde und unser Friede. Sein Freudentag auch unser Freudentag. Sein Ruhetag auch unser Ruhetag. So will Gott sein Ruhem und Vollenden mit uns Menschen teilen. Und nicht stumm muss der Mensch in Gottes Festsaal sitzen. Nicht wortlos an Gottes festlichem Tisch. Ist ja doch der Mensch Gottes Ebenbild. Das heisst, Gott begnügt sich nicht damit, den Menschen bei sich zu haben. Gott will mit Adam reden und erlaubt dem Adam dasselbe. Gott zieht Adam ins Gespräch. Der Segen dieses siebenten Tages ist die Gemeinschaft mit Gott. Es ist auch da Wortsegnen, Segenswort. Es wäre nicht der Gott-Tag, wenn es darin nicht zum Wort käme.

Dieses Geschenk kommt für den Menschen nicht nur völlig unerwartet, sondern obendrein erst noch total unverdient. Noch hat Adam ja nichts geleistet. Gottes siebenter Tag ist ja des Menschen erster Tag. Noch ist der Mensch erst erschaffen, noch hat Adam keinen Finger gerührt. Und Gott nimmt ihn schon in seinen Festsaal. An seinen Tisch! Mit einem Gottesfest darf der Mensch beginnen. Unser schwerblütiges Berner-Wesen sagt zwar: «Zuerst die Arbeit, und dann das Vergnügen.» Bei Gott geht's anders. Hier geht das Fest voran. Nachher folgt die Arbeit. Zuerst die Ruhe, und dann die Anstrengung. Vorab die Freude, und dann der Schmerz. Vorab die Freiheit, und dann der Dienst. Vorerst der Friede, und dann der Kampf. So hat es Gott verordnet. Wie leuchtet er auf, der Gott-Tag, der unser erster Tag sein soll! In jede neue Arbeitswoche darf der Mensch fröhlich heruntersteigen aus der gesegneten Höhe des Gott-Tages. Denn das, nur das kann doch der Sinn der weiteren Mitteilung sein: «Und Gott segnete den siebenten Tag.» Er segnet mit diesem Tag den Menschen. Lässt die Wohltat und die Herrlichkeit dieses Tages dem Menschen zugute kommen. Seine Freiheit, seine Freude und sein Friede sind uns zur Freude, zum Frieden und zur Freiheit geworden. Gott liebt Adam.

Liebe Gemeinde! «Und heiligte ihn.» Wir haben im Verlauf der Auslegung dieses ersten Blattes der Bibel mehr als einmal gesehen, wie sehr es Gott daran gelegen ist, den Menschen zu schützen. Er schützt ihn durchs Firmament. Schützt ihn durchs Meeresufer gegen den Hereinbruch der Verderbensmächte. Und nun schützt er Adam auch noch durch den siebenten Tag, indem er diesen heiligt. «Und heiligte ihn.» Er hebt ihn aus den gewöhnlichen Tagen heraus, macht ihn zu einem Besonderen, belegt, reserviert ihn. Gott stellt die Hausglocke ab, hängt das Telefon aus. So dichtet Gott den siebenten Tag ab gegen die Bedrängnis und den Hereinbruch der Arbeitsfülle und der Tagespflicht. Gott will, dass Adam ungestört mit ihm Gemeinschaft haben und sein Wort vernehmen kann. So, dem Menschen zugut, erklärt Gott diesen Tag zu seinem Tag. So «heiligt» er ihn.

So hat das Alte und das Neue Testament die Heiligung und den Segen dieses Gott-Tags verstanden. Wir denken ans vierte Gebot: «Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken. Aber am siebenten Tag ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk tun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Toren weilt. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde geschaffen, und das Meer, und alles, was darinnen ist. Darum segnete der Herr den Sabbat und heiligte ihn.» Auch Christus hat sich über Sabbathheiligung geäußert und vor allem festgestellt: «Der Sabbat ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Sabbats willen.» Das sagt er polemisch denen gegenüber, die aus der Wohltat des Gott-Tags die Plage menschlicher Satzungen machten.

Ja, erst an Christus erkennen und erfahren wir recht eigentlich, was «vollenden» und «ruhen», was «segnen» und «heiligen» ist. Das Angebot der Freude, der Freiheit und des Friedens leuchtet uns konkret an Christus auf. Er tilgt die Sünde und tötet den Tod. So tritt er den Verderbensmächten

entgegen, die uns die Freude, die Freiheit und den Frieden rauben wollen. Mit Sohnesvollmacht erneuert er die Einladung zum Gott-Tag und bietet uns die Ruhe an, die vorhanden ist dem Volke Gottes. Sein Angebot lautet: «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir. Denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.»

Und nun, liebe Gemeinde, enthält die Botschaft vom Gott-Tag für uns nicht nur einige Verlegenheit, nicht nur viel freudige Überraschung, sondern auch eine Enttäuschung. Nicht eine an Gott, eine Enttäuschung an uns selber, an unserem Verhalten. Ruhe, das möchten wir schon. Freude, Freiheit und Frieden, nichts wäre uns willkommener. Einen Tag als Schutzgebiet, wer möchte das nicht? Aber wir möchten all das, offen gestanden, lieber für uns, das heisst, ohne Gott. Wir antworten dem Gott, der die Herrlichkeit seines Tages nicht für sich allein möchte und bereit ist, seinen Festtag mit uns zu teilen, nicht mit Gegenliebe. Die Ruhe wollen wir, aber nicht seine, sondern unsere Ruhe. Die Freude wollen wir, aber unsere Freude. Nichts geht uns über die Freiheit, aber es ist «die Freiheit, die ich meine». Gottes Gemeinschaft ist uns, tief rätselhaft, lästig. Gottes Wort? Was liegt schon daran? So reissen wir den Gott-Tag als Raub an uns und machen ihn zum Menschentag.

Und, abgründig rätselhaft, Gott lässt sich das gefallen. Gott lässt dem Adam seinen Willen. Und wie sieht nun dieser Menschentag, dieses Diebsgut, das was wir nun «Sonntag» zu nennen pflegen, aus? Gott hat den Menschen im Kampf um ihren Ruhetag, um ihre Freude, Freiheit und um ihren Frieden, erstaunliches Gelingen geschenkt. Erfreuliche Siege der Befreiung, ja wahre Triumphe der Freiheit sind uns dank der Kampfschlossenheit des arbeitenden Volkes und ein wenig auch dank des technischen Fortschrittes

zugeflossen. Wie viel soziales Unrecht dadurch beseitigt wurde, so dass es ein guter Kampf war, ist Gott allein bekannt. Zuerst erfolgte die Verkürzung des Arbeitstages auf acht Stunden. Dann die Verkürzung der Arbeitswoche durch verlängertes Wochenende. Zusätzlich Verkürzung des Arbeitsjahres durch garantierte und bezahlte Ferien. Und schliesslich Verkürzung des Arbeitslebens durch gesetzlich festgelegte Altersgrenzen. Wo heute die Vierzigstundenwoche gilt, rechnet man die Sonn- und Feiertage und die Ferien dazu, ist bereits ein Drittel des Jahres arbeitsfrei. Noch sind bedeutsame Volksteile von dieser Lebenserleichterung ausgeschlossen: Der Bauer, die werktätige Frau, die Kindesmutter und manche aus der ehemals bevorzugten Bildungsschicht, wo heute vorzeitige Zusammenbrüche infolge Überarbeitung sich mehren. Fragen der so genannten Freizeitgestaltung nehmen immer breiteren Raum ein. Freizeitfragen bekommen ein Gewicht, das sich der Bedeutung der Arbeitszeitfragen nähert. Es bildet sich unverkennbar ein regelrechter Freizeitstil des modernen Menschen aus. Da schafft sich der Mensch selber eine gewisse Freizeit-Schutzzone, worin er seine arbeitsfreie Zeit zu verbringen liebt. Er liebt es, sich eine vom übrigen Leben möglichst abgespaltete und abgedichtete Freizeitwelt zu schaffen. Konflikte jeder Art, jede mögliche Belastung wird sorgfältig aus diesem Reservat ferngehalten. Mit den Nächsten und mit etwelchen Nachbarn wahrnt man lächelnd Anstand und Abstand. Im lässig angezogenen Hemd schreitet Adam hinter seinem Rasenmäher her. So ist das Freizeitfest in vollem Gang. In USA gibt es 19 Millionen Angelfischer, 15 Millionen Jagdpatentinhaber, 5 Millionen Motorbootbesitzer. So haben wir uns unser Freizeitfest gebaut. Haben, wie einer triumphiert, dem Leben die Giftzähne ausgebrochen. Wir haben den Sonntag zum Weckend gemacht. Unser Mensch-Tag scheint den Gott-Tag zu überbieten.

Unterdessen haben wir freilich auch schon einige Erfahrungen gemacht mit der Freizeit, wie wir sie meinen. Man redet auffällig viel von Freizeit-Beschäftigung. Die Freizeit wird immer mehr zum Zeitproblem. Merkwürdige Dinge hört man von Seiten der Psychologen. Sie reden von einer «Melancholie der Leere». Von einer «heimlichen Enttäuschung des Freizeitbetriebs». Von einer «unersättlichen Steigerung der Wünsche», die durch die Vergnügungsindustrie gleichzeitig geweckt und gestillt werden. Die Ärzte fangen an, vom zunehmenden Nervenverbrauch zu reden trotz zunehmender Freizeit. Und die Erholungsfähigkeit des Menschen sei durch Vermehrung der Freizeit nicht gefördert worden. Adams Glücksfähigkeit sei durch die Freizeit keineswegs garantiert. Soziologen behaupten, so wie durch Unmenschlichkeit in der Arbeit, durch zu lange Arbeitszeit oder durch Automation das Arbeiten dem Menschen zum Fluch werden könne, genau so könne der Mensch auch durch seine Freizeit seinem Wesen entfremdet werden. Seltsame Dinge! Verwunderlich? Es ist ja Freiheit ohne Gott. Überrascht es, wenn diese selbstgebaute Freizeitzone nun doch nicht alle Giftzähne weg hat? (Hans-Eckehard Bahr: «Totale Freizeit.» Kreuzverlag.)

So lässt Gott uns den Sonntag ohne Gott gelingen – und doch nicht gelingen. Wohl uns! Gott ist und bleibt der Herr des siebenten Tages, mit oder ohne Adam. Sein königliches Angebot, diesen Tag zu segnen und zu heiligen, bleibt in Kraft. Gott hat Zeit. Er kann warten auf Adams Umkehr aus der Verlorenheit seines Weekendbetriebes in die Geborgenheit, Segnung und Heiligung seines Tages. «Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Und wer zu dieser Ruhe gekommen ist, der ruht auch von seinen Werken, gleichwie Gott von den seinigen.» Noch ist sie vorhanden, diese wahre Ruhe. Noch ist es Zeit, umzukehren und anzunehmen, was Gott uns in seiner Güte zgedacht und zugesprochen hat. «Darum lasset uns darauf bedacht sein, einzukommen zu

dieser Ruhe, auf dass nicht jemand falle in das Beispiel des Unglaubens» (Hebr. 4,9-11). Die unsagbar freundliche Einladung Gottes ist jetzt an uns ergangen. «Lasst uns eingehen zu dieser Ruhe.» Denn «unruhig ist Adams Herz, bis dass es Ruhe gefunden hat in Gott». Amen.

Herr, Vater aller Dinge!

Du weisst uns in Sorge um den Lauf der Welt.

Wir fragen uns oft, was man tun müsste,
um das Unglück dieses Jahrhunderts aufzuhalten,
und kommen uns klein und unvermögend vor.

Aber dir, Vater und Schöpfer des Himmels und der Erde,
trauen wir das Unmögliche zu.

Du allein vermagst das Unheil zu stoppen.

Es geht ja doch um deine Welt!

Um deine Pflanzen und Tiere!

Um deine Menschen!

Hast du doch deinen Sohn Mensch werden lassen!

Hast ihn für deine Erde aufgeopfert.

Also hast du die Welt geliebt.

Und du hast uns den Tag geschenkt,
da wir Menschen Zeit und Gelegenheit haben,
zur Besinnung zu kommen unter deinem Wort.

Den Tag den du in dieser besonderen Weise segnest.

Den Tag, da dein Nahesein uns beglückt. Deinen Tag.

Gib, dass dieses Geschlecht
durch so viel Güte zur Umkehr gelange.

Gib den Menschen dieses Jahrhunderts einen einzigen Tag,
der ein Sonntag nach deinem Willen wäre,
der uns, Völker und Regierungen, auf die Knie zwingt.

Wehre allem, was zum Atomkrieg treibt.

Nur wenn uns dein Angesicht leuchtet, so genesen wir.

Auf jenen Tag hin, auf den wir warten. Amen.

Eden

Vater im Himmel!

Du hast dir dein Volk auserwählt,
in Christus deine Herrschaft aufgerichtet,
in der Kraft des Geistes deine Kirche gegründet.
Dafür sei dir Lob und Dank gesagt.

Und nun will dein Ruf auch an uns ergehen.

Öffne uns das Ohr, dass wir ihn hören.

Lass deine Kirche nicht anders als in Dankbarkeit
dem Vergangenen verbunden sein.

Lass erkennen, was in der Gegenwart dein Wille sei.

Und wecke in ihr jenen Zukunftsglauben,
der sich getrost neue Wege führen lässt.

Gib deiner Christenheit ein neues Wachsein
ums Kommen deines Reiches.

Mehre unter uns die Bereitschaft, um deiner Sache willen
hier Gäste und Fremdlinge zu sein.

Und wo der Weg in die Einsamkeit führt,
lass es an brüderlichem Zuspruch nicht fehlen.

Wir anbefehlen dir auch alle Unzufriedenen,
die Empörten, die für eine bessere Welt kämpfen.

Schliess in deine Liebe auch diejenigen ein,
die dich verneinen und beleidigen,
aber doch deinen Willen tun.

Lass auch ihr Bemühen gesegnet sein
und ihren Kampf zum Besten dienen.

Und wenn du wiederkommst, dein Reich zu vollenden,
dann lass viele bei denen erfunden sein, die du dann anre-
den wirst als Gesegnete des Vaters. Amen.

⁴ So sind Himmel und Erde geworden, als sie geschaffen wurden.

Es war zu der Zeit, da Gott der HERR Erde und Himmel machte. ⁵ Und alle die Sträucher auf dem Felde waren

noch nicht auf Erden, und all das Kraut auf dem Felde war noch nicht gewachsen; denn Gott der HERR hatte noch nicht regnen lassen auf Erden, und kein Mensch war da, der das Land bebaute; ⁶ aber ein Nebel stieg auf von der Erde und feuchtete alles Land. ⁷ Da machte Gott der HERR den Menschen aus Erde vom Acker und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.

⁸ Und Gott der HERR pflanzte einen Garten in Eden gegen Osten hin und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte. ⁹ Und Gott der HERR liess aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, verlockend anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen.

¹⁰ Und es ging aus von Eden ein Strom, den Garten zu bewässern, und teilte sich von da in vier Hauptarme. ¹¹ Der erste heisst Pischon, der fließt um das ganze Land Hawila und dort findet man Gold; ¹² und das Gold des Landes ist kostbar. Auch findet man da Bedolachharz und den Edelstein Schoham. ¹³ Der zweite Strom heisst Gihon, der fließt um das ganze Land Kusch. ¹⁴ Der dritte Strom heisst Tigris, der fließt östlich von Assyrien. Der vierte Strom ist der Euphrat.

¹⁵ Und Gott der HERR nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte.

¹⁶ Und Gott der HERR gebot dem Menschen und sprach: Du darfst essen von allen Bäumen im Garten, ¹⁷ aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn an dem Tage, da du von ihm isst, musst du des Todes sterben.

¹⁸ Und Gott der HERR sprach: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei. ¹⁹ Und Gott der HERR machte aus Erde alle die Tiere auf dem Felde und alle die Vögel unter dem Himmel und brachte sie zu dem Menschen, dass er sähe, wie er sie nannte; denn wie der Mensch jedes Tier nennen würde, so sollte es heissen. ²⁰ Und der Mensch gab einem jeden Vieh

und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen; aber für den Menschen ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre.

²¹ Da liess Gott der HERR einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er schlief ein. Und er nahm eine seiner Rippen und schloss die Stelle mit Fleisch. ²² Und Gott der HERR baute eine Frau aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm. ²³ Da sprach der Mensch: Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin nennen, weil sie vom Manne genommen ist. ²⁴ Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seiner Frau anhangen, und sie werden sein ein Fleisch. ²⁵ Und sie waren beide nackt, der Mensch und seine Frau, und schämten sich nicht. 1. Mose 2,4-25

Liebe Gemeinde!

«Wahrlich ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.» Die Erinnerung an dies bekannte Wort des Herrn zum Schächer (Übeltäter) am Kreuz drängt sich einem auf, wenn man da vorn in der Bibel den nicht weniger bekannten Bericht vom Paradiesgarten liest. Wir stellen uns damit, und tun es bewusst, gleich am Anfang unserer Überlegungen an den Ort, wo Christus vom Paradies als von einer Wirklichkeit redet. Es ist ein wirkliches Paradies. Der Erlöser gaukelt dem armen Mitgekreuzigten zu seiner Rechten, der seine Sünde erkennt und bereut, nicht irgendetwas vor. Zum Träumen und Phantasieren, zum Märchenerzählen wäre das Kreuz nicht der passende Ort. Jesus sagt dem Mann in seiner Todesnot und Höllenangst die Wahrheit. Er sagt, und sagt es mit Bedacht: «Wahrlich ich sage dir...» Das heisst, das Paradies, das der Gekreuzigte am Karfreitag dem sterbenden Verbrecher anbietet, ist nicht ein nebelhaftes Wolkenkuckucksheim, sondern, exakt und in nackten Worten ausgedrückt: Die Vergebung seiner Sünde. Mit dem Angebot des Paradieses macht Jesus den Verlorenen seines baldigen Ostertages teilhaftig. Er tut das in der Vollmacht des Sohnes,

der am Kreuze «für alle meine Sünden vollk mmllich bezahlet und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöset hat» (Heidelberger Katechismus). Wer anders als der Erlöser am Kreuz sollte dazu fähig und berechtigt sein, uns Menschen das Paradies anzubieten?

Unterm Paradies versteht Jesus nun allerdings nicht bloss einen Seelenzustand, sondern auch einen Ort. Er redet an anderer Stelle (Joh. 14) geradezu von einer Stätte: «Ich gehe hin, euch die Stätte zuzubereiten.» Es ist offenbar ein freundlicher Ort. Jesus redet vom Paradies als von «Wohnungen» und vom «Vaterhaus». Man ist dort «drinnen», geborgen, daheim: «In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.» Vor allem aber, das Paradies ist der Ort, da der Sohn, nach der Heimkehr zum Vater, sich selber befinden wird: «Ihr werdet dort sein, wo ich bin.» Wo man sich diesen Ort zu denken hat? Ortsbestimmungen, die man vornehmen kann, auch wenn es sich um die denkbar entferntesten Orte handelt, sind diesseitig. Das Paradies aber, das der Gekreuzigte dem zu seiner Rechten Mitgekreuzigten verspricht, ist jenseits aller geographisch, auch weltraumgeographisch! vorstellbaren Orte. Kein Zweifel, das Paradies, das der Herr hier dem reuigen Schurken anbietet, ist ein jenseitiger Ort.

Nur ein jenseitiger? Und wir, die wir noch nicht im Jenseits sind? Hat er uns nichts anzubieten? Hat das Angebot des Paradieses nicht auch mit uns, die wir uns noch hier befinden, etwas zu tun? Hier ist zu bedenken, dass man die Christusbotschaft nie fataler missverstanden und blutiger verhöhnt hat, als wenn man sie zu einer Sache nur des Jenseits machte, unter gleichzeitiger Ausklammerung der Erde. Das ist ja doch geradezu der Sinn und die Bedeutung der Person und des Werkes Christi, dass er das Paradies auf die Erde brachte. Jedes Wort, das er während seines Aufenthaltes auf diesem Planeten spricht, ist eine Verlautbarung des Jenseits, ist aber Frohbotschaft fürs Diesseits. Jeder Schritt, den er über diese Erde tut, hinterlässt hier eine Spur des Paradieses.

Jeder Kranke, den er anrührt, die Toten, die er auferweckt, erfahren an ihrem Leib und Gebein die Kräfte des Paradieses auf Erden. Jeder arme Tropf, dem er zuruft: «Dir sind deine Sünden vergeben» – der Schurke am Kreuz ist wahrlich nicht der Erste, dem er das sagt, und auch nicht der Letzte —, hat damit vom Baum des Lebens gegessen. Und wer von dem Wasser trinkt, das er den Menschen anbietet, der hat damit aus dem Strom des Paradieses getrunken. Wer an ihn glaubt, wie die Schrift sagt, der hat das ewige Leben. Mit ihm ist das Reich Gottes, mit ihm ist das Paradies mitten unter uns. Man hat im Mittelalter von den damals gefürchteten Eroberern und Verwüstern im Abendland das Sprichwort gesagt: «Wo der Türk seinen Fuss hinsetzt, da wächst kein Gras mehr.» Wo der Herr auf diesem Erdboden seinen Fuss hinsetzt, da «wächst Gras». Da grünt und blüht es. Da wachsen Früchte des Glaubens, des Hoffens und der Liebe. Da reifen Früchte des Paradieses. So real, Diesseits und Jenseits, Himmel und Erde umfassend will die Einladung verstanden sein, die am Karfreitag an einen sterbenden Banditen, und die heute an jeden von uns ergeht: «Wahrlich ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.» Das Paradies, nichts Geringeres, ist uns, die wir jetzt hier beisammen sind und die Geschichte vom Paradiesesgarten miteinander gelesen haben, angeboten. Es wird uns hier in Aussicht gestellt, heute, am 16. August, hier in Bern, mit Christus im Paradies zu sein.

Nun ist allerdings darauf zu achten, dass Jesus das Paradies an jenem Karfreitag nicht irgendwo anbietet. Er tut es vor den Mauern der Stadt Jerusalem. Nicht an einem zufälligen Ort dieser Erde ist Jesus geboren und gestorben, hat er das Paradies auf die Erde gebracht. Das geschah in jenem Völklein, das Gott sich aus allen Völkern der Erde herausgesondert und beiseite genommen hat und ausdrücklich als sein Eigentumsvolk erklärte. Ja, das geschah an jenem ganz bestimmten, unauswechselbaren Fleck Erde zwischen

Jordan und Mittelmeerküste, bekannt als das «Gelobte Land». Als «das Land, das von Milch und Honig überfließt». Das Gott seinem Volk ausgesucht, «gelobt», das heisst versprochen hat, es ihm zu geben, wenn es den mit ihm geschlossenen Sonderbund hält, ihn allein als Gott anbetet, keine anderen Götter neben ihm hat. Dieser Ort soll nach Gottes gezielter Absicht die Mitte der Welt werden. Von da her sollen alle Völker gesegnet sein.

Dass dieses Volk das auserwählte, dass dieses Land das gelobte bleibe, darum geht es im jahrhundertelangen Kampf der Propheten Israels. Mitten in diesen prophetischen Kampf hinein stellt uns gleich schon der erste der 150 Psalmen: «Wohl dem, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzt, da die Spötter sitzen, sondern hat seine Lust am Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht. Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nie, und was er tut, das gerät wohl. Aber so sind die Gottlosen nicht, sondern wie Spreu, die der Wind verweht.» Ein an den Wasserbächen Gottes gepflanzter Baum zu sein und nicht vom Winde verwehte Spreu, das ist die Bestimmung Israels, des Volkes des Gelobten Landes. Wir hören weiter die Stimme des grossen Mahners, Jeremias: «Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen sich hin und her löchrige Brunnen, die doch kein Wasser geben.» Die Stimme Ezechiels, des grossen Trösters Israels, ist zu beachten. Zu einer Zeit, da Israel unter Gottes Gericht steht, weil es zu andern Göttern abgewichen ist, da es aus und fertig zu sein scheint mit Gottes Verheissung, bekommt Ezechiel von Gott eine prophetische Schau: Er sieht einen Strom, der in Jerusalem, im Tempel, unterm Opferaltar entspringt, durchs ganze Land sich ergiesst und, wo er hinkommt, Segen verbreitet. Und dann überschreitet er die Grenzen des Gelobten Landes, bricht hinaus in die Völkerwelt und kommt nicht mehr zum Stillstand, bis dass

er das Meer erreicht. An seinen Ufern wachsen Bäume, die des Jahres zwölfmal Früchte tragen. Und wer von diesen Bäumen isst, der wird gesund. Israel, das darf Ezechiel damit sagen, wird als auserwähltes Volk und als Gelobtes Land die Völkermitte bleiben, auch wenn Gott es um seiner Untreue willen schlagen und züchtigen muss. Und an diesen so gar nicht zufälligen Fleck Erde hat nun Jesus das Paradies gebracht. Sein Volk verwirft ihn. Aber Gott bleibt Israel treu. An diesem Ort fällt, vor den Ohren der Peiniger Jesu, das denkwürdige: «Wahrlich ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.» Es ist und bleibt das Entscheidungswort auch für Israel. Von dieser Völkermitte aus wird der Auferstandene bald zu seinen Jüngern sagen: «Gehet hin in alle Welt.» Dank Christus wird der Segensstrom, der in Jerusalem entspringt, für Zeit und Ewigkeit nicht versiegen. So ergeht auch noch im letzten Buch der Heiligen Schrift die Verheissung: «Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem Holz des Lebens, das im Paradiese Gottes ist.» Das Realangebot des Paradieses bleibt somit in Kraft und Geltung, sowohl für Israel wie für die Völker der Erde und auch für uns Christen, für uns in dieser Morgenstunde hier Versammelte: «Wahrlich ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.»

Und nun, liebe Gemeinde, wollen wir es endlich wagen, den Paradiesesgarten, von dem uns dieses Kapitel erzählt, zu betreten. Wir tun das gleichsam «durchs Hintertürchen». Wir gingen einen weiten Weg vom Karfreitag durchs ganze Alte Testament bis hierher. Lassen wir uns die Mühe nicht gereuen. Wir haben jetzt die notwendigen Überlegungen hinter uns, dank deren wir in die Lage versetzt sind, in dem, was da ganz vorn in der Heiligen Schrift steht, nicht ein «Märchen aus alter Zeit» zu sehen, sondern Gottes Wort. Was uns da erzählt wird, ist Wirklichkeit. Das Paradies ist ein Realangebot. Es ist der gleiche Gott, der das Gelobte Land für Israel auserwählt, der in Christus das Paradies zu Israel und

zu den Völkern der Erde bringt, von dem es hier nun heisst: «Und Gott, der Herr, pflanzte einen Garten.» Das will nicht sagen, die ganze Erde sei zuerst ein Gottesgarten gewesen. Nein, Gott bestimmt hier, in der ihm nun einmal eigenen Art des Vorgehens, einen bestimmten Erdenfleck, den er, eben im Auswahlverfahren, zu einem Gottesgarten macht. Eine Art heiliger Bezirk. Eine heilige Mitte. Die Schilderung des paradiesischen Ortes ist auffällig verhalten. Keine Spur von jener glühenden Phantasie, die sonst in der Ausmalung paradiesischer Genüsse am Werk ist. Der Gottesgarten ist mit Bäumen bepflanzt. Diese tragen gut aussehende Früchte. In diesen Garten wird der Mensch getan, «dass», wie es wunderbar phantasielos und trocken heisst, «dass er ihn baue und bewahre». Bauer und Wärter darf Adam sein. Das sieht nach allem anderen als nach einem Land Schlaraffia aus.

Adam im Paradies. Gott hat ihn, heisst es unmittelbar vorher, aus Erde erschaffen. Aus gewöhnlicher Ackererde hat Gott den Menschen gemacht. Und so wie Gott den Pflanzen und den Tieren seinen Lebensodem gibt, so auch dem Menschen. Auffallend massiv heisst es da, Gott habe dem Menschen seinen Odem in die Nasenlöcher geblasen. «Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.» Der Mensch ist Staub und Asche. Wenn Gott ihm seinen Lebensodem einbläst, dann wird er nach Leib und Seele lebendig. Nimmt Gott seinen Odem wieder weg, wozu er jederzeit Freiheit und Möglichkeit hat, dann sinkt Adam mit Leib und Seele wieder in Staub und Asche zurück. Der Mensch heisst nicht umsonst «Adam». Was wir anhören wie einen Eigennamen, ist ein hebräisches Wort. «Adamah» heisst in der biblischen Sprache die Erde. Wenn Gott dem Menschen «Adam» sagt, dann nennt er ihn den «Erdigen». Adam, der Erdmann, der Feldmann, der Ackermann, der Landmann. Adam, von der Erde genommen, soll sich der Erde widmen. Gott stellt dem «Adam» seinen Garten zur Verfügung. Er darf nicht nur

darin arbeiten, er darf sich auch von den Früchten, die im Garten wachsen, ernähren.

Und das alles in Gemeinschaft mit Gott! Gott ist gegenwärtig. Gott ist in der Mitte. Im Gottesgarten ist eine Atmosphäre der väterlichen Gottesnähe. Gott bei Adam, Adam bei Gott. Man denkt geradezu an die Worte des Weihnachtsliedes «Sehet doch da / Gott will so freundlich und nah / zu den Verlorenen sich kehren». Gott ist «freundlich und nah». Die Gegenwart und das Nahesein Gottes ist der Glanz und die Herrlichkeit des Paradieses. Jede Ausschmückung wäre neben diesem einen hohen Schmuck beeinträchtigend, störend, anmassend. Die Gottesnähe ist die Wonne des biblischen Paradieses.

Und dann hat das Paradies, die Mitte der Welt, selber noch eine Mitte. «Und Gott der Herr pflanzte mitten im Garten den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen.» (Auf den Baum der Erkenntnis werden wir im nächsten Kapitel näher eingehen.) Von dieser Weltmitte geht ein Strom aus, der sich in vier Ströme teilt. Die Vierzahl erinnert an die vier Himmelsrichtungen. Vom Gottesgarten soll ein Segen in alle Welt ausströmen. Im Gebiet der vier Ströme hat es Gold und manch andere Kostbarkeit.

Nun aber fällt auf den Menschen im Paradies etwas wie ein Schatten. Adam ist allein. Bisher hiess es betont immer wieder «es war gut», «alles war sehr gut». Zum ersten Mal steht nun da: «nicht gut». Nicht einmal im Paradies ist somit Alleinsein gut. Darum lässt Gott den Menschen Gesellschaft, Gemeinschaft suchen. Er lässt die Tiere des Feldes an Adam vorüberziehen. Der Mensch darf ihnen Namen geben und prüfen, ob eins von ihnen sich zur Überwindung seines Alleinseins eigne. Aber er findet keins. Drauf greift Gott selber ein. Die Erschaffung der Frau als Partnerin ist in einer Form erzählt, die einen, nebenbei gesagt, überraschend an einen modernen operativen Eingriff erinnert: Einschläfern.

Herausnahme einer Rippe. Was man immer Passendes und Unpassendes, Törichtes und Gescheites über diesen Bericht denken, sagen und schreiben mag, das Eine wird hier deutlich, dass die Erschaffung der Frau ausschliesslich ein Akt des Schöpfers ist. Jegliche Mitwirkung des Menschen ist dabei ausgeschlossen. Wenn je, dann gilt hier, dass «es der Herr den Seinen schlafend gibt». Und dann beim Erwachen die Überraschung, die Freude, das Entzücken Adams. «Das ist ja Fleisch von meinem Fleisch, Bein von meinem Bein!» Man denkt ans Lied vom guten Kameraden «als wär's ein Stück von mir». Vor allem aber die Wertschätzung des ersehnten Partners, der endlich zu ihm passt. Eine Wertschätzung, die so weit geht, dass es heisst, der Mann werde in Zukunft Vater und Mutter verlassen, um seinem Weib anzuhängen. Und die beiden werden ein Fleisch. Und sie sind nackt. Und sie schämen sich nicht.

Liebe Gemeinde! Im Moment da man sich vergegenwärtigt, dass wir eben das, dieses Paradies auf Erden, ja verloren haben, ist diese Beschreibung des väterlichen Naheseins zwischen Gott und Mensch, dieser brüderlichen Nähe zwischen Mensch und Mensch, dieses Ausmasses von Gemeinschaft zwischen Mensch und Tier – fast nicht zum Aushalten. Man stelle sich auch nur einen Augenblick vor, was in der Welt, in der wir jetzt leben, «Gold» heisst. Und was die Sexualität, das Blut, bedeutet. Wo immer in dieser Welt, in welcher Weise es auch sei, der Glanz des Goldes aufleuchtet, da leuchtet bald auch das Feuer der Zerstörung auf. Wo Gold im Spiel ist, da wird der Riss zwischen Mensch und Mensch sichtbar, da tut sich der Abgrund der Entzweiung auf. Gold scheidet. Für den Fall, dass es heute unter uns einen Erbschaftsbeamten hat, der wird es uns bestätigen. Gold ist Krieg. Und ähnlich ist es mit dem Blut. Und wo in dieser Welt das Blut sich zu regen beginnt, da werden die Wonnen des Paradieses bald genug zur Höllenpein. Und nun vernehmen wir hier, wie im Gottesgarten nicht nur die Arbeit,

sondern auch das Gold und die Ehe, das Geld und die Sexualität, in die Atmosphäre der Nähe, der Väterlichkeit und Brüderlichkeit hineingenommen sind. In erschütternder Unbefangenheit ist da vom «köstlichen Gold» die Rede. Hier haben Mann und Frau keinerlei Grund, sich vor Gott und voreinander zu schämen. Die Geschichte vom Paradiesesgarten wäre schlechthin unerträglich, sie wäre zum Heulen, wenn nicht Christus gekommen wäre, dem die Macht gegeben ist, uns von der Dämonie des Geldes und vom Fluch des Blutes zu reinigen und zu erlösen. Wir denken in diesem Zusammenhang jetzt ganz einfach an all die Menschen, von denen uns die Evangelien berichten, die von den Banden Mammons und von den Fesseln der Sexualhörigkeit befreit worden sind. Sie haben an Leib und Seele erfahren, was das heisst, wenn Jesus sagt: «Wahrlich ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.» Noch ein Letztes. Einer, der eben kürzlich zum ersten Mal Nordamerika gesehen hat, wurde nach seiner Heimkehr ein paarmal gebeten, sich über seinen Gesamteindruck zu äussern. Die Antwort mag diesen oder jenen befremdet haben. Das fast mythisch gewordene Amerika der Wolkenkratzer, das märchenhafte Amerika der Maschine und des Motors, das Amerika des Wagens und der Autobahn, es besteht immer noch und ist noch täglich im Wachsen. Den stärksten, den weitaus überwiegenden Eindruck aber macht dem heutigen Besucher nicht das Grosse, sondern das Kleine, nicht das Hohe, sondern das Niedrige, das Amerika der einstöckigen Wohnhäuschen, das Amerika der Gärten. Sozusagen auf Schritt und Tritt sieht man sich mit Staunen der Tatsache gegenüber, dass man dort drüben – wohnt. Diese Menschen haben eine unbändige, eine kindliche, eine enthusiastische Freude am Wohnen. Das Wohnbehagen des Amerikaners kommt derart naiv und offenherzig zum Ausdruck, dass es sich einem fast physisch mitteilt. Das Geschäftszentrum, das Gehirn der Städte ist im Vergleich zum Ganzen ein winziger Kern. Das einstöckige

Wohnhaus mit Gärtchen stellt den weitaus grösseren Teil der ganzen Stadt dar. Zehn, dreissig, fünfzig Kilometer fährt man im Auto vom Stadtkern ins flache Land hinaus durch Wohnquartiere. Vom Flugzeug her sehen die Grosstädte aus wie ein aus viereckigen Stücken zusammengenähter Riesenteppich von Schrebergärten. Der Mann, der in selbstvergessener Hingabe sein Häuschen wieder und wieder neu anstreicht, hier einen Baum pflanzt, dort eine Blume pflegt, der Mann, der über den niedrigen Zaun mit dem Nachbarn einige nicht allzu verbindliche Freundlichkeiten wechselt, der Mann, kragenlos und mit dem Rasenmäher, ist dort der weitaus auffälligste und wahrscheinlich auch der häufigste Menschentyp, der amerikanische Adam.

Da erheben sich Fragen. Ist das einstöckige Häuschen mit dem Gärtchen nicht mehr und mehr auch unser Traum? Der Traum des modernen Menschen überhaupt? Regt sich da in der Seele etwas wie Heimweh? Heimweh nach dem Paradies? Wie aber steht es um die Miniatur-Paradieschen, die Adam, in welchem Kontinent es immer sei, erträumt und sich baut? Und weiter sind wir hier gefragt: Ist es hier die Gegenwart Gottes, die den Garten zum Paradies macht? Waltet hier das väterliche Nahesein des Himmels? Die brüderliche Nähe zwischen Mensch und Mensch? Gehen Segensströme aus von diesen Gärtchen und Häuschen? Oder steht da, geschrieben oder ungeschrieben, «privat»? «Achtung vor dem Hunde»?

Dass unsere Gärtchen, dass die Welt ein Gottesgarten werde, das ist, wie wir heute vernommen haben, Gottes Absicht und Wille. Und dieser Gotteswille wird dort Wirklichkeit, wo Christus unser Geld und unser Blut, wo Christus unser Herz und alles, was wir sind und haben, in seine reinigende, rettende und erlösende Hand nimmt. Es kommt drauf an, es hängt alles dran, dass wir, jeder von uns, du und ich, die erstaunliche Einladung hören und annehmen, die heute an uns ergangen ist: «Wahrlich ich sage dir: Heute wirst du mit mir

im Paradiese sein.» Heute. Jetzt gleich. Und von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

«Unser Vater in den Himmeln:»

Die Erde ist dein und was darin ist,
der Erdboden und was darauf wohnt
und auch was unter der Erde ist,
das Eisen, die Kohle, das Öl und alle Rohstoffe.

«Dein Name werde geheiligt:»

Und was über der Erde ist,
die Luft, die Sonne, der Mond sind dein Besitz.

«Dein Reich komme:»

Und wir Menschen sind dein,
die Tiere, die Blumen, die Engel.

Du hast uns verordnet zu Verwalten alles Geschaffenen.

«Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel:»

Wir danken dir für diesen Reichtum.

Lehre uns, ihn nutzen und mehren,
dem Nächsten zum Wohl, dir zur Ehre.

«Gib uns heute unser täglich Brot:»

Wir aber jagten dem Vergänglichen nach.

«Vergib uns unsere Schulden,

wie auch wir vergeben unsern Schuldigern:»

Ein jeglicher sah nur auf das Seine.

Wir dienten dem Mammon.

«Führe uns nicht in Versuchung:»

Als ungetreue Haushalter,
haben wir deinen Zorn mehr als verdient.

«Erlöse uns von dem Bösen:»

Und dennoch hast du in Christus
auf dieser Erde dein Reich aufgerichtet.

Weil du nicht willst, dass wir verloren gehen,
hast du uns dennoch zu Hausgenossen gemacht.

«Denn dein ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit in Ewigkeit.» Amen.

Schuld

Herr, Vater!

Es ist uns heute ein Bedürfnis, dir dafür zu danken,
dass du uns mit so viel Sonnenschein erquickt hast.

Wir danken dir zusammen mit unserem Bruder, dem Bauer,
der sich am reichen Ertrag dieses Sommers freut.

Mit unserem Bruder, dem Fabrikarbeiter,
der sein Tagewerk im Segen verrichtet.

Wir danken dir mit der betagten Schwester,
die ihre Altersrente aus deiner Hand empfängt.

Du hörst die Bitte ums tägliche Brot.

Und willst darum das Beten von uns haben.

Und wir danken dir für den Geist, der uns lehrt,
dir für alle deine Gaben die Ehre zu geben.

Auch für das Wort, das du uns heute sagen willst.

Vor allem aber sei dir Dank

für die eine gute und vollkommene Gabe,
die du uns in deinem Sohn anbietest.

Gib doch, dass uns so viel unverdiente Güte
in Pflicht nimmt, zu helfen und zu lieben,
wo ein Nächster des Beistandes bedarf.

Und hilf, dass wir, solange wir noch Stunden
auf Erden zählen, dein Lob vermehren.

Bis wir einst zusammen mit den Engeln
dir dienen werden ohne Unterlass. Amen.

¹Aber die Schlange war listiger als alle Tiere auf dem Felde, die Gott der HERR gemacht hatte, und sprach zu der Frau: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allen Bäumen im Garten? ²Da sprach die Frau zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; ³aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret sie auch nicht an, dass ihr nicht sterbet! ⁴Da sprach die Schlange zur Frau: Ihr werdet keineswegs des Todes sterben, ⁵sondern

Gott weiss: an dem Tage, da ihr davon esst, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.

⁶ Und die Frau sah, dass von dem Baum gut zu essen wäre und dass er eine Lust für die Augen wäre und verlockend, weil er klug machte. Und sie nahm von der Frucht und ass und gab ihrem Mann, der bei ihr war, auch davon und er ass. ⁷ Da wurden ihnen beiden die Augen aufgetan und sie wurden gewahr, dass sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schürze.

⁸ Und sie hörten Gott den HERRN, wie er im Garten ging, als der Tag kühl geworden war. Und Adam versteckte sich mit seiner Frau vor dem Angesicht Gottes des HERRN unter den Bäumen im Garten. ⁹ Und Gott der HERR rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du? ¹⁰ Und er sprach: Ich hörte dich im Garten und fürchtete mich; denn ich bin nackt, darum versteckte ich mich. ¹¹ Und er sprach: Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du nicht gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot, du solltest nicht davon essen? ¹² Da sprach Adam: Die Frau, die du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum und ich ass. ¹³ Da sprach Gott der HERR zur Frau: Warum hast du das getan? Die Frau sprach: Die Schlange betrog mich, so dass ich ass.

¹⁴ Da sprach Gott der HERR zu der Schlange: Weil du das getan hast, seist du verflucht, verstossen aus allem Vieh und allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauche sollst du kriechen und Erde fressen dein Leben lang. ¹⁵ Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und der Frau und zwischen deinem Nachkommen und ihrem Nachkommen; der soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.

¹⁶ Und zur Frau sprach er: Ich will dir viel Mühsal schaffen, wenn du schwanger wirst; unter Mühen sollst du Kinder gebären. Und dein Verlangen soll nach deinem Mann sein, aber er soll dein Herr sein.

¹⁷ Und zum Mann sprach er: Weil du gehorcht hast der Stimme deiner Frau und gegessen von dem Baum, von

dem ich dir gebot und sprach: Du sollst nicht davon essen –, verflucht sei der Acker um deinetwillen! Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. ¹⁸ Dornen und Disteln soll er dir tragen, und du sollst das Kraut auf dem Felde essen. ¹⁹ Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden.

²⁰ Und Adam nannte seine Frau Eva; denn sie wurde die Mutter aller, die da leben. ²¹ Und Gott der HERR machte Adam und seiner Frau Röcke von Fellen und zog sie ihnen an. ²² Und Gott der HERR sprach: Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiss, was gut und böse ist. Nun aber, dass er nur nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich! ²³ Da wies ihn Gott der HERR aus dem Garten Eden, dass er die Erde bebaute, von der er genommen war. ²⁴ Und er trieb den Menschen hinaus und liess lagern vor dem Garten Eden die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg zu dem Baum des Lebens. 1. Mose 3,1-24

Liebe Gemeinde!

Man schaut sich beim Lesen dieses reichlich düsteren Kapitels fast die Augen aus nach einer Lücke oder Ritze, durch die doch noch ein wenig Licht hereinkäme. Und erst gegen den Schluss hin, scheinbar ganz nebenbei, wie eine unwesentliche Randbemerkung – man liest zunächst darüber hinweg – steht das Wort von den Röcken aus Tierfell, womit Gott nach allem Vorgefallenen seine Menschen kleidet: «Und Gott der Herr machte Adam und seinem Weib Röcke aus Fellen und bekleidete sie» (21). Gott vertreibt seine Menschen nicht nackt und bloss aus dem Paradies. Es findet vorher eine Einkleidung statt. Wer denkt da nicht ans Gleichnis von jenem Vater, der seinem Sohn, der als Lump nach Hause kommt, verordnet: «Bringet das beste Kleid und gebt ihm einen Ring an die Hand und Schuhe an die Füsse.»

Und wer denkt nicht an jenes andere Gleichnis von der königlichen Hochzeit und dem einen Gast, der kein hochzeitlich Kleid anhatte! «Und Gott der Herr machte dem Adam und seinem Weib Röcke und bekleidete sie.» Hier wird es ein wenig hell.

Aber das ereignet sich erst gegen den Schluss des Kapitels. So weit sind wir jetzt noch nicht. Wir müssen noch einmal zurück ins Finstere. Wie in ein Gefängnis. Was uns hier erzählt wird, ist, wenn man es recht bedenkt, übrigens gar nichts so Besonderes und Irreguläres, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Es ist in Wirklichkeit ein Kapitel aus meiner und deiner Lebensgeschichte. Wenn Leo Tolstoj in seiner Novelle: «Der Tod des Iwan Iljitsch» von jenem Beamten, dessen Leben sich zwischen seinem Büro und seiner Familie abwickelt, sagt: «Sein Leben war überaus gewöhnlich und überaus schrecklich gewesen», dann gilt das doch mehr oder minder für einen jeden unter uns. Es gilt auch für das, was wir hier vorn in der Bibel hören: Es ist beides zugleich «überaus gewöhnlich» und «überaus schrecklich». Es ist so, wie eben das menschliche Dasein ist. Es ist – Adam.

Und nun wagen wir es doch, im dunklen Raum dieses Kapitels etwas Umschau zu halten. Das erste, was einem dabei zu Gesicht kommt, ist eine Schlange. Von ihr steht ein Dreifaches da. Es heisst vorab, sie, auch sie also!, sei ein Geschöpf Gottes. Dann, sie gehöre dem Tierreich an, zur Gattung der Reptilien. Sei allerdings ein unter seinesgleichen ausgezeichnetes Exemplar. Überdurchschnittlich, was die Begabung anbetrifft. Sie ist «listiger als alle Tiere auf dem Felde». Und das dritte, was über sie dasteht. Die Schlange hat die Fähigkeit, sich mit dem Menschen zu verständigen. Es wird nicht gesagt, sie sei der Satan. Sie kann auch ein Werkzeug, eine vorgeschobene Figur des Satans sein. Es fällt auf, dass der Teufel in diesem ganzen Kapitel überhaupt mit keiner Silbe erwähnt ist. Auch dieser Umstand ist wohl nicht ohne Bedeutung. Ein rätselhaftes Geschöpf jedenfalls.

Die Schlange hat Züge an sich, die uns an das erinnern, was wir sonst durch die Bibel vom Versucher wissen. Ihr Vorgehen ist schlechterdings grauenhaft. Mit schlangenhafter Plötzlichkeit, so wie man eben in der Natur Schlangen antrifft, ist sie da. Es soll uns in diesem Kapitel, schon bei Anlass des ersten Auftretens des Bösen, die Strategie dieses rätselhaften Wesens aufgedeckt, die Schliche und Machenschaften sollen offenbar werden. Kein Zweifel, hier findet ein Stück Aufklärung statt, zu unserer Belehrung, damit wir, wenn in diesem so «überaus gewöhnlichen und überaus schrecklichen Leben» eine Stunde der Schlange, eine Stunde der Versuchung an uns herantritt, dass wir dann nicht ahnungslos, nicht unvorbereitet seien.

Wir stellen ferner fest, dass der Versucher verkleidet auftritt. Mit Gott, mit einem theologischen Gespräch, im Gewande der Frömmigkeit, fängt der Versucher an. Gott hat bekanntlich den Menschen erlaubt, von allen Bäumen des Gartens zu essen, mit Ausnahme jenes einzigen, der mitten im Garten steht. An diese Aussage Gottes knüpft der Versucher an. Es fällt auf, wie er später, bei Anlass der Versuchung Jesu, den gleichen Trick anwendet. Freilich wird in der Art, wie er der Eva gegenüber vom Wort Gottes Gebrauch macht, bereits der Pferdefuss sichtbar. Der Versucher setzt nämlich ein Fragezeichen zu Gottes Wort. Mit Fragezeichen, mit Zweifeln an dem, was Gott gesagt hat, pflegen Ungehorsam und Abfall eingespurt zu werden. Unklarheit über Gottes Wort und Willen ist ein erster Schritt zur grossen Rutschbahn hin. Und das Fragezeichen wird hier obendrein erst noch so raffiniert gesetzt, dass man nicht einmal merken soll, dass es ein Fragezeichen ist. Der Versucher sagt anfänglich nicht frech heraus, Gottes Wort sei eine Lüge. Er verschiebt es nur ein klein wenig: «Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allen Bäumen im Garten?» Das hat nun freilich Gott gerade nicht gesagt. Im Gegenteil. Was Gott sagte, war, dass sie von allen Bäumen im Garten essen dürfen, nur

mit einer einzigen Ausnahme. Mit seiner absichtlich ungenauen Formulierung gibt der Versucher der Eva Gelegenheit, für Gott zu eifern, Gott zu verteidigen und, treuherzig und ahnungslos, den Teufel zu belehren: Nein, so kleinlich ist Gott nicht, dass er uns verbietet, von allen Bäumen zu essen. Erlaubt hat er es uns ausdrücklich. Das Verbot betrifft nur den einen in der Mitte. Erst nachdem das Gespräch zwischen dem Versucher und Eva sich ganz nett eingespielt hat, und der Mensch arglos und zutraulich geworden ist, schlägt der Versucher plötzlich zu: «Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet mitnichten des Todes sterben.» Das ist nun offener Angriff auf Gottes Wort und Wahrhaftigkeit. Jetzt ist Gott zum Lügner gestempelt.

Und nun gibt es bei jeder Versuchung, die an uns herantritt, bevor wir ihr erliegen, jenen bekannten Moment des Bedenkens und der Angst vor den zu erwartenden schlimmen Folgen. Dieser Angst Rechnung tragend, verharmlost und beschwichtigt er: Nur keine Angst. Sieht es ja kein Mensch. Einmal ist keinmal. «Ihr werdet mitnichten.» Umgekehrt setzt bei Versuchungen, solange der Versuchte noch zögert und erwägt, jenes bekannte Animieren ein, jenes Vorspiegeln zu erwartender Herrlichkeiten. Auch diese Bearbeitung mit verlockenden Aussichten fehlt hier nicht. Blitzschnell stösst der Versucher nach: Nicht nur keine üblen Folgen wird das Essen von dem einen Baum haben, sondern umgekehrt, die Wirkung wird über die Massen positiv und gewinnbringend sein: «Gott weiss, dass welches Tages ihr davon esset, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist» (5). Das heisst nun nichts Geringeres als: Gott meint es ja gar nicht gut mit euch. Gott mag euch das Glück, ein unvorstellbares Glück, nur nicht gönnen. Ist neidisch auf euch. Und notabene, Gott hat Angst um seine Monopolstellung. Er will allein eingeweiht, allein wissend sein. Mit seinem Alleinwissen will er euch in Schach und Schranke halten: «Gott weiss, welches

Tages ihr davon esset, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.» Wissen wie Gott! Sein wie Gott! Wer kann da widerstehen? Wissen *ist* etwas! Sein wie Gott. Wissen. Soll einer kommen und behaupten, Wissen sei nicht begehrenswert!

Hier eine erste Zwischenfrage. Hat der Versucher nicht recht? Wissen ist doch Macht und Möglichkeit. Der Analphabet, der Unwissende, sitzt am kürzeren Hebelarm. Wer über Wissen verfügt, verfügt über Menschen. Dem ist so. Aber, fangen wir nicht in diesen letzten Jahrzehnten ganz neu an zu ahnen, dass es in diesem so «überaus gewöhnlichen und überaus schrecklichen» Leben zwei Möglichkeiten gibt: Ein Wissen, das tatsächlich Macht ist. Aber auch eines, das Ohnmacht ist? Das Wissen ohne Gott, das geraubte Wissen, das Wissen gar im Gegensatz zu Gott, in Konkurrenz mit Gott, eben das Wissen wie es hier der Versucher dem Menschen vorspiegelt, wird dem Menschen zur Verlegenheit, zur Sackgasse, zum Bumerang, der auf den Menschen zurückschnellt und ihn selber trifft. Es wird jetzt von Jahr zu Jahr deutlicher, wohin ein Wissen führt, das sein will wie Gott. Tönt es nicht wie der Seufzer eines Überforderten, wenn Robert Oppenheimer, der Vater der ersten Atombombe, sagt: «Der Mensch ist dazu bestimmt, mit seinem Wissen zu leben. Wer dieser Unvermeidlichkeit ausweicht, ist kein Mensch.» Ob wohl heute noch ein einziger ernsthafter Zeitgenosse lebt, der nicht viel drum gäbe, wenn wir alle miteinander nichts von Kernspaltung und atomaren Möglichkeiten wüssten? «Der Mensch ist dazu bestimmt, mit seinem Wissen zu leben.» Gewiss. Aber das ist nicht die ganze Wahrheit. Hier auf den ersten Blättern der Bibel schon wird uns mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig lässt, mitgeteilt, dass wir ursprünglich *nicht* «dazu bestimmt waren». So einfach, Herr Oppenheimer, liegen die Dinge also nicht. «Mit unserem Wissen leben müssen» ist nicht nur

Schicksal. Es war von Anfang an, und es ist immer auch Schuld.

«Und das Weib schaute an, dass von dem Baume gut zu essen wäre, weil er klug machte» (6). Nun kommt's zum Anschauen. Das Anschauen ist eine entscheidend wichtige Etappe, bevor es zur Übertretung des Gebotes kommt. Wenn das Geschäft des Versuchers einmal so weit gediehen ist, dass er die Leute zum Anschauen gebracht hat, dann ist es bald getätigt. Man denkt da an Gottfried Kellers: «Augen, meine lieben Fensterlein / Gebt mir schon so lange holden Schein / Lasset freundlich Bild um Bild herein / Einmal werdet ihr verdunkelt sein.» Ja, ja, sie lassen freundlich Bild um Bild herein, unsere lieben Fensterlein. Aber es gibt in diesem so «überaus gewöhnlichen und überaus schrecklichen» Leben nicht nur freundliche, es gibt auch schreckliche Bilder. Versuchliche, die Phantasie verschmutzende und das Leben vergiftende Bilder. Die in Deutschland meistgelesene Publikation heisst «Das Bild». Und die in der Schweiz, von der Oberschicht vorläufig noch heimlich, am eifrigsten studierte Zeitung heisst: «Der Blick». Man fragt sich oft, ob sich wohl die ins Gigantische, ins Flutartige auswachsende Bildfabrikation unserer Tage schon bewusst ist über die Tragweite des Wortes aus der biblischen Versuchungsgeschichte: «Und das Weib – schaute an!»

«Und sie nahm von der Frucht und ass, und gab ihrem Mann auch davon, und er ass» (6). Was für eine verhängnisvolle Grenzüberschreitung findet hier statt! Welches rote Stoppzeichen, welche weisse Demarkationslinie wird hier überfahren? Welche Tür, an der steht: «Eintritt verboten», wird hier eingedrückt? Es ist im Alten Testament aus dem Sündenfall der Menschen nirgends eine allgemeine Erbsündenlehre entwickelt. Aber hier ist nun zum ersten Mal das «überaus Gewöhnliche und überaus Schreckliche» erwähnt, dass Menschen Gott nicht gehorchen. Es passiert hier etwas, das schrecklich ist, ob es zum ersten, zum hundertsten oder

millionsten Mal geschieht. Ein bis jetzt Unbekanntes, ein Fremdes. Es ist hier, mitten im Paradies, nun — gesündigt worden! Gottes klares Gebot wurde missachtet, schuldhaft umgestossen, überfahren. Damit stellt uns das Kapitel vor das dunkle Geheimnis der Schuld. Ein Ereignis von unabsehbarer Tragweite.

Darauf die Folgen. Es ist besonders peinlich, wenn es nach einem Unfall dann noch ein «gerichtliches Nachspiel» gibt. Nach dem schrecklichsten aller Unfälle, der seither der gewöhnlichste aller Unfälle ist, folgt nun auch ein Nachspiel. Die beiden Hauptangeklagten sind miserabel dran. Sie wissen jetzt nicht mehr nur, was gut ist. Jetzt wissen sie Bescheid über Gut *und* Böse. Sie sind wie aus den Wolken gefallen, sind sichtlich enttäuscht. Sie schämen sich. Und sie haben Angst. Aber ihre Erschütterung könnte ja heilsam sein, wäre somit nicht das Schlimmste. Schlimmer ist, dass sie sich wendig auffangen und der Verantwortung entziehen. Sie winden, sie lügen sich heraus. Adam, als Erstverantwortlicher ins Verhör genommen, sagt: «Das Weib, das *du* mir zugesellt hast.» Und das Weib, zur Rechenschaft gezogen, sagt: «Die Schlange gab mir zu essen und ich ass» (7-13). Keins steht zu seiner Schuld. Jedes wälzt sie aufs andere. Und hinter allen, auf den sie abzuwälzen versuchen, ist Gott. Hätte Gott auch noch die Schlange ins Verhör genommen — er tut es nicht -, sie hätte wahrscheinlich nicht nur verblümt wie Adam, sondern frech und offen herausgeredet: Gott, *du* hast mich erschaffen, du bist der Erst- und Letzt-, der Hauptverantwortliche, und darum auch der Erst- und Letzt-, der Hauptschuldige. Ihr Abwälzen ist letztlich ein Abwälzen auf Gott. Natürlich, das ist es ja doch: Gott ist an allem schuld.

Hier drängt sich eine zweite Zwischenfrage auf: die uralte Frage nach dem Woher des Bösen. Bei der Beantwortung dieser Frage behilft sich der menschliche Verstand mit Vorliebe damit, dass man einen Teufel wie einen Nebengott sich denkt, und dann die Schuld auf dieses zweite, auf dieses böse

Prinzip wälzt. Das ist der in der menschlichen Geistesgeschichte weit verbreitete Versuch, Gott vor dem Vorwurf, das Böse in die Welt gebracht zu haben, in Schutz zu nehmen. Wenn aber Satan zu einer Art zweitem Schöpfergott wird, wie steht es dann um Gottes Einzigkeit? Aber wenn umgekehrt Gott der alleinige Herr und Schöpfer ist – und er *ist* es tatsächlich –, wenn Gott auch die Schlange, auch das Böse in und hinter der Schlange erschaffen hat, wie steht es dann um Gottes Heiligkeit? Wir können ja gar nicht anders, als diesen Fragen nachgehen und sie hart bis zu Ende denken. Unser Geist, das gehört zu seinem Wesen, muss forschen. Aber es gibt Fragen – und diejenige nach dem Ursprung des Bösen gehört zu ihnen –, auf die uns die Bibel keine Antwort gibt. Und zwar mit vollem Bedacht. «Unser Wissen», sagt Paulus, und «unser Weissagen», das heisst unser Predigen, «ist Stückwerk». Es sind Lücken da. «Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.» Wenn wir «schauen werden von Angesicht zu Angesicht», dann werden wir auf einige uns jetzt noch quälende Fragen Antwort bekommen. Gott ist uns nämlich nicht auf alles und jedes Antwort schuldig. Die Rollen sind hier umgekehrt, nicht er schuldet uns Antwort, wir schulden sie ihm. Nicht er, wir sind es, die hier, wo es sich um die Schuldfrage handelt, vor dem Richter stehen. Verharrt einer aber allzu aufsässig auf der Beantwortung jener Frage nach dem Woher des Bösen, dann wird sein Verhalten nachgerade verdächtig. Es kann sich dann um ein Ablenkungsmanöver handeln. Man möchte das lästige Gefragtsein nach der eigenen Schuld los sein. Wenn man etwa in der Zeitung vom Strassenunfall liest und es dann heisst, der Führer des anderen Fahrzeugs habe sich davongemacht, dann sind wir bereit, festzustellen, Führerflucht sei doch von allem denkbar Gemeinen das Gemeinste. Aber passen wir auf mit unserer moralischen Entrüstung. Es ist Führerflucht, was sich in diesem dritten Kapitel des alten Bibelbuches tatsächlich ereignet.

Und es handelt sich ja, wie wir gesehen haben, um ein Kapitel aus unser aller Lebensgeschichte. In unserem Leben, das so «überaus gewöhnlich und schrecklich» ist, hat sich schon allerlei an «Führerflucht» ereignet, indem wir uns, wenn es drauf ankam, aus dem Staub machten.

Aber Führerflucht genügt hier nicht. «Führe ich gen Himmel, so bist du da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äussersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst erreichen.» Das Urteil wird gefällt. Wie lautet es? Eigentlich ist es schon ausgesprochen: «An welchem Tage ihr davon esset, werdet ihr des Todes sterben.» Es ist das Todesurteil. Es ist von Gott nicht zurückgenommen. Es steht in Kraft: «Der Tod ist der Sünde Sold.» Aber zu unserer nicht geringen Überraschung tritt nun eben an dieser Stelle jenes geheimnisvolle Zögern, jenes Aufhalten ein. Adam und die ganze Schöpfung lebt zwar von nun an unter Gottes Gericht. Aber Gott, wenn er richtet, will nicht vernichten, sondern retten. Unter Gottes Gericht verborgen waltet Gottes Gnade. Schlag auf Schlag fallen nun hier die Worte des Gerichts. Aber wer Ohren hat zu hören, wird unter Gottes Faustschlag Gottes Herzschlag vernehmen.

Ein erstes Fluchwort fällt. Man erwartet, dass es den Menschen trifft. Aber es geht am Menschen vorbei und trifft die Schlange. Ein Gerichtswort trifft auch Adams Gehilfin, die ihm zur Verführerin wurde. Ihr Verhältnis zum Mann, das Verhältnis zwischen den Geschlechtern, von Gott als eines der auserlesensten Geschenke gedacht, wird in Zukunft von Herzeleid und Demütigung begleitet sein. Eva wird durch Gottes Urteil dort getroffen, wo sie besonders verwundbar ist, an ihrer Weiblichkeit und Mutterschaft: «Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären.» Schwer legt sich Gottes Hand auf sie. Aber sie darf, wenn auch unter Schmerzen, immerhin Mutter werden. Sie darf sogar Eva heissen. «Eva» heisst im Urtext «Leben». Sie, die Todeswürdige, wird in Zukunft

«Leben» genannt. Wenn das nicht Gnade ist, Gnade im Gericht!

Dann fällt zum zweiten Mal ein Fluchwort. Man sieht Adam schon den Nacken einziehen. Er, der Mann auf dem Führersitz, am Lenkrad, ist schliesslich der Erstverantwortliche und Hauptschuldige. Wenn Gottes Fluch ihn jetzt trifft, soll es ihn und uns nicht wundern. Aber der Blitz fährt hart an Adams Haupt vorbei in die Erde. Gottes gerechter Zorn wird «geerdet». «Verflucht sei der Acker um deinetwillen.» Den Adam trifft Gottes Gericht dort, wo es ihm unter die Haut geht. Auf dem Gebiet des Broterwerbs, der Arbeit, des Berufs. Der Acker soll ihm Disteln und Dornen tragen. Aber der Acker soll ihm auch Korn einbringen, soll ihn nähren lebenslang. Im Schweisse seines Angesichts soll er zwar sein Brot essen. Aber Brot essen soll er immerhin. Der Acker soll neben Disteln auch Korn tragen. Das ist Gottes gerechtes, mehr als gerechtes, Gottes gnädiges Gericht (14-19). Kommt einem hier Dietrich Bonhoeffers Wort in den Sinn, der von «Gottes zornigen und gnädigen Händen» spricht. Aber eben hier, wo zweimal von Gottes Fluch die Rede ist, wäre es unverantwortlich und unverzeihlich, jenes Wort des Paulus zu unterschlagen: «Christus aber hat uns erlöst vom Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns, denn es steht geschrieben: Verflucht ist jeder, der am Holze hängt» (Gal. 3,13).

Und dann jenes Letzte. Das zugleich Schrecklichste und Rücksichtsvollste: Die Austreibung aus dem Paradies. Es gibt in den Gesetzbüchern der Nationen gewisse Bestimmungen, die Landesverweisung bedeuten. Landesverweisung gilt als Strafe schwersten Grades. Bessere Belehrung vorbehalten, haben wir in unserem Strafgesetzbuch, ausgenommen für Kriegszeiten, keinen solchen Paragraphen. Hier geschieht nun Schwereres als Landesverweisung. Hier ereignet sich Paradiesesverweisung. Vertreibung ohne Rückkehrmöglichkeit. Die Heimkehr ist buchstäblich

abgeschnitten. Der Engel mit dem blossen, hauenden Schwert verunmöglicht sie. Es führt kein Weg von Adam ins Paradies zurück. Er ist abgeschnitten. Aber es gibt einen Weg vom Paradies zu uns Menschen heraus. Es ist der Weg dessen, der gesagt hat: «Ich bin der Weg.» Der Weg ans Kreuz. Der Weg ins Grab. Der Weg zum Ostersieg. Der Weg seiner Wiederkunft. Es ist der Christusweg. Das sei unvergessen.

Und wir wollen jetzt auch nicht vergessen, was wir eingangs schon angedeutet haben. Jenes beiläufige Wort von den Kleidern. Kleider, etwas vom Allergewöhnlichsten, das es gibt. Vielleicht ist es an der Expo in Lausanne dem einen oder anderen unter uns eingefallen, die Abteilung «Mode» zu betreten, und er hat festgestellt, dass dort in den Räumen der Frauenmode das Bemühen der Frau um die Kleidung unter dem bemerkenswerten Leitwort «Sehnsucht» dargestellt war: Sehnsucht nach Farbe, Sehnsucht nach Bewegung, Sehnsucht nach Anmut und Grazie, eine tiefe und schöne Deutung der fraulichen Bemühung ums Kleid. Sollte aber jenem Kleid, das Gott den Menschen vor der Austreibung aus dem Paradies gab, nicht auch und erst recht diese Deutung angemessen sein? Sehnsucht! Die Kleider aus dem Paradies sollen uns erinnern, aber nicht nur an Sehnsucht nach Schönheit – das auch, nicht nur an Sehnsucht nach Bewegung – das auch, nicht nur an Sehnsucht nach Grazie und Eleganz – das auch, aber an Sehnsucht nach Würde und Reinheit, Sehnsucht nach Frieden und Gerechtigkeit, Heimweh nach dem Paradies, Heimweh nach jenem Kleid, von dem dann das allerletzte Buch der Heiligen Schrift noch ein letztes Mal redet. Dort ist von den Vollendeten vor Gottes Thron die Rede als von solchen «mit weissen Kleidern angetan» und mit Palmen in den Händen. Wer sind diese und woher kommen sie? «Diese sind's, die gekommen sind aus grosser Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider hell gemacht im Blut des Lammes». Amen.

Herr, Vater!

Wir sind dein Eigentum mit allem, was wir sind und haben,
und auch mit dem, was wir nicht sind, und was uns fehlt.

Und als wir uns verirrt hatten, hast du,
grosser Gott, uns nicht fallen lassen.

In Jesus Christus hast du
das Verlorene gesucht und gerettet.

Leite uns, treuer Heiliger Geist, durch alles Suchen und Ir-
ren, Straucheln und Wanken der gegenwärtigen Zeit.

Nimm die Jugend unter deine Führung und Zucht.

Lass sie nicht am Sinn des Daseins verzweifeln.

Gib den Alten, dass sie das Ziel im Auge behalten,
zu dem du jeden bringst, der dir aufrichtig traut.

Wir bitten dich für unser Land.

Lass Hoch und Niedrig erkennen,
dass Gottesfurcht der Weisheit Anfang ist.

Mehre unter uns das Verständnis für die Andersartigen.

In der Welt der Völker wehre allem,
was zum Atomkrieg treibt.

Den Deinen gib ein Beharren bis ans Ende.

So lass noch viele durch deine Wohltaten
und Heimsuchungen erkennen, was zu ihrem Frieden dient.

Herr, wir wissen, «es kann nicht Friede werden,
bis deine Liebe siegt, bis dieser Kreis der Erden,
zu deinen Füßen liegt».

Erbarm dich unser und gib uns deinen Frieden. Amen.

Brüder

Herr, Vater!

Nach den Aufregungen dieser Woche
kommen wir heute zu dir.

Unter deinem Wort suchen wir Orientierung und Kraft.
Es fehlt uns allenthalben: An Glauben, an Zuversicht
und vor allem an Liebe.

Du aber, Herr, Christus, bist derselbe
gestern, heute, und immer.

Kein Mensch vermag dir genug dafür zu danken,
dass du in dieser Welt ans Kreuz gegangen bist.

Dort hast du den Anfang jener Liebe gestiftet,
die alles trägt und keine Grenze kennt.

Schenk uns heute von dieser Liebe.

Gib uns vor allem Liebe zu den Menschen,
die uns weh tun.

Der du uns unsere Schuld vergibst,
hilf uns, unseren Schuldner vergeben.

Lass es nicht zu, dass wir einen Menschen,
den du gerettet hast, verloren geben.

So stärke uns heute die Hoffnung, dass du kommen wirst,
dein angefangenes Werk zu vollenden. Amen.

¹Und Adam erkannte seine Frau Eva, und sie ward schwanger und gebar den Kain und sprach: Ich habe einen Mann gewonnen mit Hilfe des HERRN. ²Danach gebar sie Abel, seinen Bruder. Und Abel wurde ein Schäfer, Kain aber wurde ein Ackermann.

³Es begab sich aber nach etlicher Zeit, dass Kain dem HERRN Opfer brachte von den Früchten des Feldes. ⁴Und auch Abel brachte von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Und der HERR sah gnädig an Abel und sein Opfer, ⁵aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an. Da ergrimte Kain sehr und senkte finster seinen Blick. ⁶Da sprach der HERR zu Kain: Warum ergrimst

du? Und warum senkst du deinen Blick? ⁷ Ist's nicht also? Wenn du fromm bist, so kannst du frei den Blick erheben. Bist du aber nicht fromm, so lauert die Sünde vor der Tür, und nach dir hat sie Verlangen; du aber herrsche über sie. ⁸ Da sprach Kain zu seinem Bruder Abel: Lass uns aufs Feld gehen! Und es begab sich, als sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.

⁹ Da sprach der HERR zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiss nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein? ¹⁰ Er aber sprach: Was hast du getan? Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde. ¹¹ Und nun: Verflucht seist du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgetan und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen. ¹² Wenn du den Acker bebauen wirst, soll er dir hinfort seinen Ertrag nicht geben. Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.

¹³ Kain aber sprach zu dem HERRN: Meine Strafe ist zu schwer, als dass ich sie tragen könnte. ¹⁴ Siehe, du treibst mich heute vom Acker, und ich muss mich vor deinem Angesicht verbergen und muss unstet und flüchtig sein auf Erden. So wird mir's gehen, dass mich totschrägt, wer mich findet. ¹⁵ Aber der HERR sprach zu ihm: Nein, sondern wer Kain totschrägt, das soll siebenfältig gerächt werden. Und der HERR machte ein Zeichen an Kain, dass ihn niemand erschläge, der ihn fände. ¹⁶ So ging Kain hinweg von dem Angesicht des HERRN und wohnte im Lande Nod, jenseits von Eden, gegen Osten.

¹⁷ Und Kain erkannte seine Frau; die ward schwanger und gebar den Henoeh. Und er baute eine Stadt, die nannte er nach seines Sohnes Namen Henoeh. ¹⁸ Henoeh aber zeugte Irad, Irad zeugte Mehujaël, Mehujaël zeugte Metuschaël, Metuschaël zeugte Lameeh. ¹⁹ Lameeh aber nahm zwei Frauen, eine hiess Ada, die andere Zilla. ²⁰ Und Ada gebar Jabal; von dem sind hergekommen, die in Zelten wohnen und Vieh halten. ²¹ Und sein Bruder hiess Jubal; von dem sind hergekommen alle Zither- und Flötenspieler. ²² Zilla aber gebar auch, nämlich den Tubal-Kain; von dem sind

hergekommen alle Erz- und Eisenschmiede. Und die Schwester des Tubal-Kain war Naama.

²³ Und Lamech sprach zu seinen Frauen: Ada und Zilla, höret meine Rede, ihr Frauen Lamechs, merkt auf, was ich sage: Einen Mann erschlug ich für meine Wunde und einen Jüngling für meine Beule. ²⁴ Kain soll siebenmal gerächt werden, aber Lamech siebenundsiebzigmal.

²⁵ Adam erkannte abermals seine Frau, und sie gebar einen Sohn, den nannte sie Set; denn Gott hat mir, sprach sie, einen andern Sohn gegeben für Abel, den Kain erschlagen hat. ²⁶ Und Set zeugte auch einen Sohn und nannte ihn Enosch. Zu der Zeit fing man an, den Namen des HERRN anzurufen. 1. Mose 4,1-26

Liebe Gemeinde!

Das Paradies hat sich hinter den Menschen geschlossen. Das Leben geht nun weiter. Eva bringt ein erstes Kind zur Welt und jubelt: «Ich habe einen männlichen Nachkommen gewonnen mit dem Herrn.» Die Heimatvertriebenen tun gut, sich jetzt auf allerhand nicht nur angenehme Überraschungen gefasst zu machen. Die erste Überraschung aber, die ihrer draussen wartet, ist freundlich. Sie dürfen Eltern werden. «Mit dem Herrn.» Was in diesem und in den folgenden Kapiteln vorliegt, ist ja nicht ein lückenloser Bericht. Was uns da gezeigt wird, ist eine Reihe von mehr oder weniger zusammenhängenden Bildern. Und die erste Darstellung der Menschen draussen vor dem geschlossenen Tor des Paradieses ist ein Familienbild. Es gibt kaum etwas auf dieser Erde, das schöner anzusehen wäre, als das junge Glück zweier Eltern, Vaterstolz, Mutterfreuden. Ein gesunder, kräftiger Junge. Kain heisst auf Deutsch «Lanze», oder «Pfeil». Es kommt einem hier das hochgemute Wort in den Sinn: «Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also geraten die jungen Knaben; wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat» (Psalm 127). Mutter Eva's Jubel kennt keine Grenzen. Der Grund ihrer Freude ist aber bestimmt nicht nur das Kind. Eva

hat eine schöne Erfahrung mit Gott gemacht. Gott hat ihr vor der Austreibung aus dem Paradies versprochen, dass sie die Lebensspenderin bleiben, dass sie Mutter werden darf. Und Gott hat Wort gehalten. Dass Gottes Verheissung jetzt in Erfüllung geht, bringt Eva's Glück auf Hochglanz. Gott hat sie nicht verlassen. Gott ist mit ihnen auch ausserhalb des Paradieses. Sie hat einen Sohn bekommen «mit dem Herrn». «Mit dem Herrn fang alles an. / Kindlich musst du ihm vertrauen. / Darfst auf eigne Kraft nicht bauen. / Demut schützt vor stolzem Wahn. / Mit dem Herrn fang alles an.»

Wenn dann – nach wie langer Zeit steht nicht hier – ein zweites Kind wiederum ein Knabe ist, aber man ihm den Namen «Abel» gibt, auf deutsch «Hauch», «Vergänglichkeit», was hat das zu bedeuten? Ist's ein schwächliches, nur mühsam lebensfähiges Kind? Wie dem immer sei, wenn auch ihr Jubel beim Zweitgeborenen sichtlich gedämpft ist, Eva hat auch den Abel «mit dem Herrn» gewonnen. Auch Sorgenkinder sind eine Gabe des Herrn. Sie sind es nicht weniger, sie sind es erst recht.

Von der Kindheit der beiden Brüder vernimmt man wenig und nichts. Aber, wie das bei Kindern frommer Eltern nicht anders zu erwarten ist, wachsen die beiden auf «in der Zucht und Vermahnung zum Herrn». Beide wählen einen Beruf. Beide tun ihre Arbeit und kommen der religiösen Pflicht nach. Sie haben beide beten und arbeiten gelernt. Kain, der Erstgeborene, bebaut den Acker. Abel ist Schafhirt.

Das zweite Bild ist nicht weniger erhehend. Es zeigt uns Kain und Abel beim Opfergottesdienst. Wir würden heute sagen, in der Predigt. Junge Männer in der Kirche – was will man mehr? Dass es da plötzlich Altäre gibt und dass die Menschen sich mit Darbringung von Opfern befassen, ist für die Ausleger eine Überraschung. Dieses Tun ist in der Tat neu und fremd. Im Paradies gab es das nicht. Der erste Altar, der erste Ansatz zum Tempelkult, steht erst draussen, als

Notbehelf der Frömmigkeit, ausserhalb des Paradieses. Altäre und Tempel, Kirchen und Kapellen sind Hinweise auf die gefallene Schöpfung, sind Zeichen des verlorenen Paradieses. Es gab das zuerst nicht. Und auch zuletzt, auf der neuen Erde, unterm neuen Himmel, wird's ein neues Jerusalem sein. Und Kain und Abel tun nun also, was der fromme Mensch seit seiner Vertreibung aus dem Paradies nun eben tut: Sie bringen Opfer. Sie beschenken Gott. Und sie tun es schon damals gesondert, jeder auf seinem Altar.

Und nun steht da die befremdliche Aussage: «Der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer; aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an.» Woran die beiden das merken, steht nicht da. Es wird hier auch keinerlei Erklärung oder gar Rechtfertigung abgegeben, warum Gott die beiden Brüder und ihre Opfer so verschieden behandelt. Gott muss Geschenke, Gott muss Gottesdienste nicht annehmen. Gott ist frei, auch abzulehnen. «Wem Gott gnädig ist, dem ist er gnädig, und wessen er sich erbarmt, dessen erbarmt er sich» (2. Mose 33,19). Wenn überhaupt eine Erklärung Sinn hat, dann die, dass Gott keiner Diktatur der Gleichheit untersteht. Gott ist frei, einem Bruder mehr zu geben als dem anderen, damit der zunächst Bevorzugte dem anderen brüderlich beistehe. Nicht Gleichheit, sondern Verschiedenheit ist die gute Voraussetzung der Bruderschaft. Sollte aber das der Grund der ungleichen Behandlung sein, dass Gott den Erstgeborenen und den Starken nun eben durch den Jüngeren und Geringeren segnen will, dann ist das nur für denjenigen erstaunlich und befremdlich, der seine Bibel nicht kennt. Wenn wir meinen, die Hilfe könne immer nur von den Grossen, Starken, Gesunden, Reichen und Tüchtigen ausgehen, dann zeigt uns Gottes Wort noch eine ganz andere Möglichkeit. Das alles Denken und Verstehen weit überragende Maximum an Hilfe wird uns in der Bibel in der Gestalt eines Kindes in der Krippe gezeigt, und eines Hilflosen am Kreuz. Der Herr redet von Armen, die den reichen Mann «aufnehmen in die

ewigen Hütten». Paulus sagt, wenn er schwach sei, sei er stark. Und die Seligpreisungen lassen uns keinen Augenblick im Zweifel darüber, dass Gott die Welt beschenken und segnen will durch Menschen, die er die Armen, die Einfältigen, die Sanftmütigen, die Hungernden und die Verfolgten nennt. Wie dem auch sei, es gefällt hier Gott, den Kain nicht direkt, sondern über den Bruder zu segnen. Dazu gibt Gott dem Kain einen gesegneten Bruder. Einen gesegneten Bruder haben ist auf dieser Erde wahrlich nicht zu verachten. Kain aber ist mit Gottes Rollenverteilung ganz und gar nicht einverstanden. Kain widerspricht zwar nicht offen, aber er widersetzt sich dem Willen Gottes. Was bei den Eltern, bei Adam, noch einfach Ungehorsam war, das steigert sich jetzt, in der zweiten Generation, zum Aufstand gegen Gott.

Das ist das dritte Bild: Kains Aufstand gegen Gott. Kains Herz fängt Feuer. Aber es ist nicht das Feuer der Liebe. Es ist das schwelende Feuer der Empörung gegen Gott. Er «verstellt seine Gebärde», wie Luther übersetzt. Wörtlich heisst es, «er lässt sein Gesicht zur Erde fallen». Kain senkt den Blick. Er schaut nicht mehr auf zu Gott. Er meidet Gottes Blick. Sein Blick geht erdwärts. Hier nun wird offenbar und kommt es aus, dass Gott keineswegs gegen Kain eingestellt ist. Mutter Eva hat Kain «mit dem Herrn gewonnen». Der Herr hat nicht aufgehört mit Kain zu sein. Gott beachtet den Trotz des Empörers, kommt ihm entgegen, sucht ihn sogar auf und redet ihm überaus väterlich zu. Pass auf, Kain. Wie ein Raubtier lauert die Sünde vor der Tür. Der Herr, der Allmächtige, wird Kain nicht im Stich lassen, ihn nicht dem Tier ausliefern. Löst sich Kain aber von Gott, dann ist dem sprungbereiten Ungetüm Tür und Tor geöffnet. Kain wird ihm halt- und schutzlos preisgegeben sein. Das ist doch wohl der Sinn der Worte: «Ist's nicht also? Wenn du fromm bist, so bist du angenehm; bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Tür, und nach dir hat sie Verlangen; du aber herrsche über sie.»

Was dann folgt, kann uns jetzt nicht mehr überraschen, nur noch erschrecken und entsetzen. Nach einem Wortwechsel, dessen Inhalt nicht angegeben ist, schlägt der Empörer gegen Gott, den wir eben noch am Altar beim Gottesdienst sahen, seinen Bruder tot. «Da redete Kain mit seinem Bruder Abel. Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.»

Das Ungeheuerliche geschieht gleichsam auf dem Heimweg aus der Predigt. Auf freiem Feld. Wir lernen hier etwas Wichtiges. Es gibt eine Gottlosigkeit, die Gott offen, in Wort und Schrift bis in die Schulbücher hinein, leugnet. Das ist die atheistische Form der Empörung. Es gibt aber auch eine Gottlosigkeit, die Gott in Wort und Schrift bekennt, aber im Verhalten dem Bruder gegenüber leugnet. Das ist die kainitische, die religiöse Form der Gottlosigkeit. Diese zweite Art ist die gefährlichere, weil sie getarnt ist. Es ist dringend nötig, dass wir uns diesen Sachverhalt hier aufzeigen lassen. Denn was hier passiert, stammt ja nicht aus der privaten Chronik einer besonders korrupten Familie. Wir wohnen hier dem Beginn der Weltgeschichte bei und, beeilen wir uns hinzu zu fügen, dem Beginn der Kirchengeschichte. Was als Funke in Kains Brust glüht, steckt ja schliesslich die Welt in Brand. Kain ist Weltbrandstifter. Aus Kains Faust entsteht die Keule, dann Schwert und Spiess, dann Gewehr und Kanone, und schliesslich Bombe und Rakete. Und immer rauchen beim Kriegsgeschehen Altäre. Immer tönt aus Kirchen und Kapellen, unter Glockengeläute und Choralgesang, die religiöse Begleitmusik zu Kains Tun.

Viertes Bild: Gottes gnädiges Gericht. Gott sieht das Unsagbare, das da geschehen ist. Gott zieht den Brudermörder, den Weltbrandstifter zur Rechenschaft. Man sieht hier, was «Verantwortung» heisst. Von der höchsten Instanz zur Rede gestellt, muss der Mensch antworten, sich verantworten. Es ergeht jetzt die berühmte Frage: «Wo ist dein Bruder Abel?» Im Paradies hiess es: «Adam, wo bist du?» Jetzt wird der

Bruder nach dem anderen, nach dem Bruder gefragt. Und wir hören die berüchtigte Antwort: «Soll ich meines Bruders Hüter sein?»

Sowohl Frage wie Antwort gehen uns ganz persönlich an. Hier ist die ganze Zeit über von uns die Rede. Wenn Max Piccard nach dem Weltkrieg uns mit seinem Buch «Hitler in uns» vor einer billigen Selbstgerechtigkeit warnen und bewahren wollte, dann könnte er uns jetzt hier in gleicher Weise warnen und sagen «Kain in uns». Nach dem Bruder sind jetzt wir gefragt. Ginge freilich die Frage Gottes lediglich nach den Brüdern, die wir totgeschlagen haben, dann wäre die Antwort für die meisten von uns einfach, zu einfach. Aber wir sind jetzt nach dem Bruder gefragt, dem gegenüber wir unbrüderliche Gedanken und Gefühle empfinden: «Ich aber sage euch, wer seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichtes schuldig.» Ja, «wer seinen Bruder hasst, der ist ein Totschläger». Und weiter sind wir jetzt nach dem verletzenden Wort (Zeitungsartikel) gefragt, mit dem wir den Bruder «tödlich beleidigten». «Wer seinem Bruder sagt 'du Narr', der ist des höllischen Feuers schuldig.» Im Gleichnis vom Jüngsten Gericht fragt Christus zuletzt die Seinen nicht nur nach dem, was sie Gutes getan, sondern was sie versäumt haben. «Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan.» Es gibt mehr Menschen als man meint, die sich mit dem Wissen um die brudermörderische Wirkung von Versäumtem quälen müssen. So sind wir, wir heute, nach dem Bruder gefragt. Und Gott wird bis zum Jüngsten Tag nicht gestatten, dass die Frage nach dem Bruder auf Erden verstummt.

Kain will sich herauslügen. Es hat's ja niemand gesehen, noch gehört. Kain täuscht sich. Die Erde, die Gotteserde, die Menschenblut hat schlucken müssen, hat zum Himmel geschrien. Wenn ein noch so Namenloser und Geringer, an dem Unrecht geschieht, keinen Zeugen noch Kläger, noch Richter oder Rächer hat, dann ist Gott selber sein Zeuge, sein

Kläger, sein Rächer und sein Richter. Jetzt tut Gott, was er vorher nicht tat: Er verflucht jetzt den Menschen: «Und nun, verflucht seist du auf der Erde, die ihr Maul aufgetan hat und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen.» Die Erde wird fortan dem Brudermörder ihren Segen verweigern: «Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.»

Man beachte das fortschreitende Umsichgreifen des Unheils. Begonnen hat es damit, dass Kain sich gegen Gott empörte. Aus der Gottlosigkeit wurde der Brudermord, und aus der Bruderlosigkeit wird schliesslich die Heimatlosigkeit. Erst jetzt, da dem Kain gleichsam der Boden unter den Füßen weggezogen wird, zuckt er zusammen. Man darf hier übersetzen: «Die Strafe ist grösser, als dass ich sie zu tragen vermöchte.» Aber Kain bereut noch nicht. Er hat nur Angst vor den Folgen seiner Tat und verliert die Nerven.

Umso erstaunlicher ist jetzt Gottes Verhalten. Gott nimmt sein Wort, dass Kain von nun an auf der Erde keine bleibende Statt mehr haben soll, nicht zurück. Aber Gott ermöglicht dem Gerichteten das Dasein, indem er ihm einen Schutz zuspricht. So heilig ist dem Schöpfer das Menschenleben, dass er auch noch das Leben eines Brudermörders als unantastbar erklärt. Wer sich an Kain vergreift, an dem will Gott siebenfache Gerechtigkeit üben. «Wer Kain totschiägt, das soll siebenfältig gerächt werden, dass ihn niemand, der ihn fände, erschläge.»

Und diese barmherzige Zusage besiegelt Gott, indem er an dem Brudermörder, wie es geheimnisvoll heisst, ein Zeichen anbringt. Wie dieses «Kainszeichen» aussieht, ist nicht gesagt. Wer von einem «Brandmal Kains» spricht, versteht es sicher falsch. Was immer es sei, gewiss ist, dass es ein Zeichen der Langmut und Barmherzigkeit Gottes ist, der nicht aufhört, wenn er richtet und schlägt, gnädig zu sein. Für den Fall, dass wir dereinst, wenn dann unser Wissen nicht mehr Stückwerk sein wird, die Dinge sehen dürfen, wie sie sind,

so soll es uns nicht wundern, wenn es das Zeichen dessen ist, der am Karfreitagmorgen zugunsten des Mörders Barabbas verurteilt, und kurz darauf zwischen zwei Mördern gekreuzigt worden ist, das Zeichen dessen, der sich nicht nur neben den Mörder, sondern an die Stelle des Mörders begeben hat. Es ist derjenige, der stärker ist als Kain, indem er für Kains Brudermord sühnt, stärker als Kain in uns, stärker als Kain in der Welt- und Kirchengeschichte. So kann das Kainszeichen das Kreuzeszeichen sein.

Dann das fünfte Bild. Das Kapitel, das uns von allem Anfang an Überraschungen bereitete, hört bis zuletzt nicht auf, uns mit immer neuen unerwarteten Wendungen in Atem zu halten. Zunächst heisst es dann, Kain habe sich immer weiter vom Paradies, vom Angesichte Gottes, entfernt. Er begibt sich ostwärts ins Land Nod. Wo dieses Land geographisch liegt, weiss man nicht. Aber «Nod» bedeutet auf deutsch «umherziehen». Kain begibt sich auf die Wanderschaft, ins Land der Heimatlosigkeit. Und jetzt – man traut seinen Ohren nicht ganz – fängt der Heimatlose an, sich mit dem Projekt eines Städtebaues zu befassen. In einer Stadt will er mit seinen Nachkommen wohnen. Einige von ihnen werden mit Namen und Beruf genannt. Im Bereich und Einzugsgebiet der Stadt soll es Viehhirten und Ackerbauer geben. Andere werden Handwerker, Kupferschmiede sein. Auch die Kunst soll in der Stadt gepflegt werden. Das Flöten- und das Saitenspiel.

Und neben dem Nährstand soll auch der Wehrstand nicht fehlen. Einer der Krieger wird mit Namen genannt. Ein zorniger Bursche. Hört auf den Namen Lamech. Auf Deutsch der «Niederstrecker». Lamech hat sich in Abweichung dessen, was im Anfang von Gott verordnet ist, gleich zwei Weiber genommen. Er gefällt sich darin, wilde Drohungen auszustossen. «Kain soll siebenmal gerächt werden, Lamech aber siebenundsiebenzimal.» So wird Kain zuletzt noch Ahnherr der Städtebauer. Der Heimatlose sucht Heimat in

der Stadt. Der bekannte «Zug zur Stadt» hat nun begonnen. «Die Krähen schrei'n / Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt: / – bald wird es schnei'n, / Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat» (Nietzsche, Lieder des Prinzen Vogelfrei).

Die Frage drängt sich hier auf: Ist es Trotz des Empörers, was den von Gott in die Heimatlosigkeit verwiesenen Kain veranlasst, sich mit Städtebau zu befassen? Will er damit Gott den Gegenbeweis erbringen, dass die von Gott verhängte und verfügte Strafe der Heimatlosigkeit nicht halb so schlimm sei? Dass man durch Städtebau die Gemeinschaftslosigkeit meistern, und die Unstetheit ins Behagen bürgerlichen Wohnens umwandeln könne?

Für den Fall, dass solch abgründiger Trotz der Beweggrund zum ersten Städtebau ist, fragen wir uns – wird Kains Demonstration gelingen? Werden die Menschen sich, je näher sie beisammen wohnen, einander wirklich auch näher sein? Wird auf dem Pflaster der Stadt mehr und bessere Heimat sein als auf der Scholle des Landes? Die Menschheit hat in dieser Sache seit Kain, dem ersten Städteplaner, einige Erfahrungen gesammelt. Allzu optimistisch sind wir heute im Blick auf die Stadt als Wohnort für Menschen nicht mehr. Man denke etwa an Publikationen wie diejenige von D. Riesman, deutsch «Die einsame Masse» (Berlin 1956). Man vergegenwärtige sich den Dauerbrudermord auf der die Städte verbindenden Strasse. In der kleinen Schweiz pro Jahr schon mehr als tausend Verkehrsbrudermorde. Und wenn einer moderne Millionenstädte überfliegt, kommen ihm, ob er will oder nicht, Namen wie Hiroshima und Nagasaki in den Sinn. Die Stadt ist heute der Ort unvorstellbaren zukünftigen Massenbrudermordes.

Ja, gestern vor vierzehn Tagen, als hundert Meter von hier die «Metzgergass-Chilbi» stattfand, fuhr mitten im Volksfest bei einem der Häuser das Sanitätsauto des gerichtsmedizinischen Instituts vor. Ein Mann wurde herausgetragen,

der acht Tage tot gelegen war, ohne dass es ein Mensch des Quartiers, einer der zahlreichen Mitbewohner des Hauses, bemerkte. Ein Italiener hat ihn schliesslich entdeckt und hat entsetzt von dem Schwarm schwarzer Fliegen gesprochen, die sich um die Leiche angesammelt hatten. In der heutigen Stadt ein nicht seltener Fall. In den Städten, wo Kain einst Heimat und Mitmenschlichkeit zu finden hoffte, sind wir heute mit ganz besonderer Dringlichkeit gefragt: «Wo ist dein Bruder Abel?»

Und schliesslich ein sechstes, ein letztes Bild. Man kann es freilich beinahe nicht so nennen, weil die Sache, um die es hier geht, alles andere ist als photogen. Und doch ist es in einem gewissen Sinn das wichtigste von allen Bildern. Wird Kain dauernd auf der Wanderschaft sein? Soll Kain überhaupt nirgends Frieden und Heimat finden? Das letzte Wort am äussersten Rande des Kapitels gibt auf diese Frage Antwort. Die Randbemerkung lautet: «Zu der Zeit fing man an, den Namen des Herrn anzurufen.» Ein Geheimnisvolles, Leises und sehr Verborgenes fängt eben zu der Zeit an. Eben in jener Zeit frühen Unternehmertums fangen in der Kainsstadt etliche an zu beten. Dieses Beten etlicher in der Kainsstadt wird nicht unerhört bleiben. Gottes Antwort wird eine neue Brüderlichkeit, ein neuer Friede, eine neue Heimat sein. Ob sie in der Stadt wohnen, oder noch auf dem Dorf, oder im «stillen Gelände am See», oder «im grünen Tal», oder in der Stille der Berge, das alles macht es nicht. Die paar Leute, die damals und dort anfangen, nicht mehr nur erdwärts zu schauen, sondern anzurufen, haben erfahren dürfen, dass es nicht allein einen «Kain in uns» gibt, sondern auch einen «Christus in uns».

Wo aber der «Christus in uns» zu leben beginnt, da entsteht auf dieser Erde Heimat mitten in der Heimatlosigkeit. Wo Gott durch den Geist des Gebets in den Menschen zu wohnen beginnt, da tritt eine derart grundlegende Änderung ein, dass freudige Bejahung der Heimatlosigkeit in dieser Welt

möglich wird. Nicht wehmütig, sondern freudig und getrost haben seither gläubige Nachkommen Kains zur Fremdlingenschaft in dieser Welt ja gesagt. «Jede Fremde ist ihnen Heimat; jede Heimat ist ihnen Fremde.» Solche Rede ging unter den heidnischen Zeitgenossen der ersten Christen über die Gläubigen um. «Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.» «Wir warten auf einen neuen Himmel und auf eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt.» «Zu der Zeit fingen sie an, den Namen des Herrn anzurufen.» Ein Neuanfang ist hier mitten unter den Paradiesesvertriebenen, ja mitten unter den Heimatlosen in der Kainsstadt aufgebrochen. Es fingen etliche zu beten an. Wenn es so anfängt, dann fängt es gut an. Ein Neuanfang ist heute fällig, überfällig. Fangen wir doch an! Amen.

Herr, Vater!

Wir danken dir, dass du durch deinen Sohn
dein Reich auf dieser Erde gegründet hast.
Schenk einem jeden von uns, dass wir Anteil bekommen
an den Lebenskräften des Friedens und der Gerechtigkeit.
Überwinde in der Kraft deines Geistes den Kain in uns.
Bewahre alle müden Gläubigen vor der Sünde,
uns resignierend mit dem Unrecht abzufinden.
Mach uns zu Bekennern, zu Trägern, zu Duldern
jenes Friedens, der höher ist als die Vernunft.
Wir bitten dich heute insbesondere für zwei Familien,
die durch Unfrieden zerstört werden.
Gib in ihnen dem Geist der Liebe Raum.
Wir bitten dich auch für die Menschen,
die im alten Kantonsteil und im Jura
sich um Frieden und Ordnung mühen.
Schenk ihnen und uns allen den Mut zur Wahrheit.
Du allein vermagst Einsicht zu geben
in die Verhältnisse in Zypern, Vietnam und Rhodesien.
Gib dem Ökumenischen Rat der Kirchen das Wort,
das in aller Welt dem guten Frieden dient.

Wehre allem, was bei uns und überall
zum Atomkrieg treibt.
Gib Kraft zum Beharren bis ans Ende.
Erfülle deine Gemeinde mit jener Bruderliebe,
durch die jede Fremde zur Heimat wird
und jede Heimat zur Fremde.
Mehre unter uns die Freude,
auf die Wiederkunft des Herrn zu warten,
auf den neuen Himmel und die neue Erde,
in denen Gerechtigkeit wohnt. Amen.

Noah

Herr, Vater!
Anbetend stehen wir heute
vor dem Wunder deiner Menschenliebe.
Vom Anfang der Welt an hast du dich als Vater erzeigt,
der es gut mit uns meint.
Und dann hast du alles für uns geopfert,
deinen Sohn, dich selbst.
Lass uns heute schmecken und sehen,
wie freundlich und nah du uns bist.
Wir warten auf dein Eingreifen und sehnen uns
nach Kraft von dir, dass dein Wille hier bei uns,
jetzt in dieser Zeit geschehe,
und dass deine Herrschaft wirksam werde.
Das allein kann helfen.
Ausser dir und dem, den du gesandt hast,
Jesus Christus, gibt es keinen Retter.
So gib, dass jetzt viele von uns erkennen,
wie sehr wir deiner Hilfe bedürfen
und bereit werden, sich von dir retten zu lassen.
Herr, Jesus Christus, erbarme dich unser.
Schenk Erquickung, Kraft zum Gehorchen. Amen.

¹ Dies ist das Buch von Adams Geschlecht. Als Gott den Menschen schuf, machte er ihn nach dem Bilde Gottes ² und schuf sie als Mann und Frau und segnete sie und gab ihnen den Namen »Mensch« zur Zeit, da sie geschaffen wurden.

³ Und Adam war 130 Jahre alt und zeugte einen Sohn, ihm gleich und nach seinem Bilde, und nannte ihn Set; ⁴ und lebte danach 800 Jahre und zeugte Söhne und Töchter, ⁵ dass sein ganzes Alter ward 930 Jahre, und starb.

⁶ Set war 105 Jahre alt und zeugte Enosch ⁷ und lebte danach 807 Jahre und zeugte Söhne und Töchter, ⁸ dass sein ganzes Alter ward 912 Jahre, und starb.

⁹ Enosch war 90 Jahre alt und zeugte Kenan ¹⁰ und lebte danach 815 Jahre und zeugte Söhne und Töchter, ¹¹ dass sein ganzes Alter ward 905 Jahre, und starb.

¹² Kenan war 70 Jahre alt und zeugte Mahalalel ¹³ und lebte danach 840 Jahre und zeugte Söhne und Töchter, ¹⁴ dass sein ganzes Alter ward 910 Jahre, und starb.

¹⁵ Mahalalel war 65 Jahre alt und zeugte Jered ¹⁶ und lebte danach 830 Jahre und zeugte Söhne und Töchter, ¹⁷ dass sein ganzes Alter ward 895 Jahre, und starb.

¹⁸ Jered war 162 Jahre alt und zeugte Henoch ¹⁹ und lebte danach 800 Jahre und zeugte Söhne und Töchter, ²⁰ dass sein ganzes Alter ward 962 Jahre, und starb.

²¹ Henoch war 65 Jahre alt und zeugte Metuschelach.
²² Und Henoch wandelte mit Gott. Und nachdem er Metuschelach gezeugt hatte, lebte er 300 Jahre und zeugte Söhne und Töchter, ²³ dass sein ganzes Alter ward 365 Jahre. ²⁴ Und weil er mit Gott wandelte, nahm ihn Gott hinweg und er ward nicht mehr gesehen.

²⁵ Metuschelach war 187 Jahre alt und zeugte Lamech ²⁶ und lebte danach 782 Jahre und zeugte Söhne und Töchter, ²⁷ dass sein ganzes Alter ward 969 Jahre, und starb.

²⁸ Lamech war 182 Jahre alt und zeugte einen Sohn ²⁹ und nannte ihn Noah und sprach: Der wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf dem Acker, den der HERR verflucht hat. ³⁰ Danach lebte er 595 Jahre und zeugte Söhne und Töchter, ³¹ dass sein ganzes Alter ward 777 Jahre, und starb.

³² Noah war 500 Jahre alt und zeugte Sem, Ham und Jafet.
1. Mose 5,1-32

Liebe Gemeinde!

Da wird nun gelebt. «Seid fruchtbar, und mehret euch, und füllet die Erde.» Diese Aufforderung ist zuerst an die Menschen ergangen. Und nun machen sie von dem grosszügigen Angebot Gebrauch. Nun *sind* sie, wie wir hier vernehmen,

fruchtbar. Nun vermehren sie sich tatsächlich. Und wie! Sie sind nun munter dran, die Erde zu bevölkern. Sie ist geräumig genug. Es wird eine ganz hübsche Menge Zeit brauchen, bis dass sie voll sein wird. So kommt einem auf diesen ersten Blättern der Bibel eine Fortpflanzungsfreudigkeit entgegen, die uns müde Spätlinge fast unheimlich anmutet.

Wir haben vom letztenmal her noch den Jubel der Stammesmutter im Ohr: «Ich habe einen Sohn gewonnen mit dem Herrn.» Heute sind nun offenbar die Väter an der Reihe. Gleich zehn Stammväter sind nun hier aufgezählt, von deren Lebens-Sinn und -Inhalt sonst nichts dasteht, als dass sie Kinder zeugten. «Und zeugte Söhne und Töchter – und zeugte Söhne und Töchter -», heisst es da monoton von Mal zu Mal. Von Fortpflanzungsdämpfung, von Fruchtbarkeitsdrosselung, von Familienplanung weiss man da offenbar noch nichts. Diese Stammes-Mütter und -Väter hätten es sich wohl nie träumen lassen, dass es auf Gottes Erdboden je einmal jene Doppelangst geben könnte, jene widersinnigen zwei Ängste, zwischen denen der heutige Mensch umgetrieben ist: Angst, die Erde könnte nicht fruchtbar genug sein, und gleichzeitig Angst, die Erde könnte zu fruchtbar werden. Angst vor Übervölkerung und, widersinnig, Angst vor Überproduktion. Sie hätten nie gedacht, dass es auf Gottes Erdboden einmal so weit kommen könnte wie heute auf dem nordamerikanischen Kontinent, wo der Farmer, der auf das Mähen einer Heumatte verzichtet oder einen Weizenacker nicht ansäet, vom Staat durch eine Stillhalteprämie belohnt wird, weil eben die Erde, sobald man sie mit technischen Mitteln bewirtschaftet, anfängt, unvorstellbar fruchtbar zu sein. Jene kinderfreudigen Mütter und Väter kannten natürlich auch den südamerikanischen Kontinent noch nicht, der erst bei 200 Millionen Einwohner zählt, aber gut deren zwei Milliarden ernähren könnte. Sie wussten ganz schlicht, dass Gott ihr Schöpfer und der Schöpfer der Erde ist. Das genügte ihnen. So zeigt uns dieser Stammbaum von Adam

zu Noah zunächst nichts anderes, als dass die Menschen fruchtbar sind, sich vermehren, die Erde füllen, indem sie Söhne und Töchter zeugen. Mit einem Wort: Sie leben und tun so den Willen des Schöpfers.

Da wird gelebt. Das ist das eine. Und dann das andere: Da wird gestorben. In ebenso monotoner Wiederholung heisst es achtmal: «Und starb.» Adam, Mahalalel oder Methuschelach usw. zeugte Söhne und Töchter, wurde soundso alt, und starb. Wenn dieses achtmalige «und starb» die einzige Botschaft wäre, die dieses seltsame Kapitel da ganz vorn im Bibelbuch enthält, schon dann wäre es nicht umsonst geschrieben worden, schon dann verdiente es, aufmerksam gelesen zu werden. Es wäre uns dann ein eindrückliches «memento mori». Würde uns daran erinnern, dass auf dieser Erde tatsächlich nicht allein gelebt, gezeugt und geboren, sondern eben auch gestorben wird. Dass hier nicht nur Stammbäume und Geburtsanzeigen vorkommen, sondern auch Totenregister, in die eines Tages auch über jeden von uns die Eintragung gemacht werden wird: X. Y. zeugte Söhne und Töchter, wurde soundso viele Jahre alt, und starb. Gott lehrt uns gleich hier am Anfang bedenken, dass wir sterben müssen, damit wir klug werden. Wir wissen nun über diese Erde jedenfalls schon sehr Wesentliches: Einmal, es wird hier gelebt. Und dann, es wird hier gestorben.

Eine dritte Aussage betrifft die «Lebenserwartung» dieser Menschen. Das angegebene Alter der zehn Urväter kommt uns unwahrscheinlich hoch vor. Es bewegt sich zwischen 365 und 969 Jahren. Was fangen wir mit diesen, auf Menschenleben angewendet, beinahe astronomisch anmutenden Zahlenangaben an? Man hat auf manche Weise versucht, das Problem, das hier vorliegt, zu lösen. Bequem machen sich's alle diejenigen, die überall dort, wo in der Bibel eine Aussage ihren Horizont übersteigt, hurtig und schlankweg erklären, es handle sich um ein Erzeugnis der dichtenden Phantasie, also um eine nicht ernst zu nehmende Angabe. Schon in

den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche meldeten sich Ausleger, welche die Vermutung äusserten, es könnte sich hier um Jahre handeln, die kürzer waren als die unsrigen. Es seien vielleicht Vierteljahre damit gemeint. Oder gar nur Monate. Hören lässt sich jene Vermutung, es handle sich bei diesen Zahlen vielleicht nicht um die Lebensdauer von Einzelpersonen, sondern um ganze Geschlechterfolgen. Geschlechter und Familien vermögen tatsächlich über Jahrhunderte, über tausend und mehr Jahre zu bestehen. Aber all diese gut gemeinten Deutungsversuche gehen am Wortlaut vorbei. Es ist halt nicht weg zu deuten, dass hier von Jahren die Rede ist. Nicht etwa, dass das Menschenleben damals überhaupt als unbeschränkt hingestellt wäre. Es ist schon damals begrenzt. Es ist sogar so streng begrenzt, dass auffälligerweise keiner von ihnen das Altersjahr Tausend erreicht. Einige von ihnen bringen es bis gegen die Tausendergrenze. Aber keinem ist der Ruhm beschieden, ein Tausendjähriger zu werden. Das Jahr Tausend als offenbar nach Gottes Willen unerreichbare Schwelle fällt auf. Später setzt der Herr über Leben und Tod die Altersgrenze tiefer. Nach der Flut bewegt sich das Menschenalter noch zwischen 100 und 200 Jahren. Ein Abraham war 175 Jahre alt, als er starb. Dem Mose sind 120 Jahre beschieden. Was wir seither als normale Lebensdauer kennen, ist noch einmal keine blosse Zufälligkeit. Es handelt sich um eine willentliche Verfügung des Schöpfers. Dieser göttliche Urteilsspruch ist durch den Psalm mit den unvergleichlichen Worten angekündigt: «Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon.» Dies Normalalter von siebzig und achtzig Jahren wird vom Psalmisten nicht als besonders hoch hingestellt, sondern ausdrücklich als niedrig. Nur noch so alt werden wir jetzt! Das «biblische Alter» ist der kärgliche Rest einer Lebensdauer, die ursprünglich viel höher

ging. Und der Psalmbeter lässt uns auch den Grund wissen, warum jetzt die Menschen so früh sterben müssen: «Das macht dein Zorn, dass wir so vergehen, und dein Grimm, dass wir so früh dahin müssen.» Über unserer Lebensdauer liegt der Schatten des Todes. «Der Tod ist der Sünde Sold.»

Dann sind in dieser Reihe von Stammesvätern deren zwei noch besonders hervorgehoben. Der eine ist Noah. Dem Namen dieses letzten in der Reihe ist eine beachtliche Bedeutung zugeschrieben. «Noah» heisst wörtlich «aufatmen», Seufzer der Erleichterung, somit Trost, Erquickung. Als Noah geboren wurde, heisst es da, habe sein Vater den prophetischen Ausspruch getan: «Der wird uns trösten in der Mühe und Arbeit auf der Erde, die der Herr verflucht hat» (29). Sollten wir diese Stammväter etwa um ihre lange Lebensdauer benieden haben, dann war das nicht klug. Wir werden hier darauf hingewiesen, dass es ein arbeitsreiches und ausgesprochen mühseliges Dasein war, auf einer von Gott verfluchten Erde, ein Leben nicht nur unter der Last des Todesschicksals, sondern gebeugt unter die Last der Schuld. Und wenn nun ein Noah in dieses fluchbeladene Dasein heringeschenkt wird, ein Aufatmen, ein Tröster und Erquickender, kann dann das etwas anderes sein als eine Vergebung der Schuld, eine Umwandlung des Fluches in Segen?

Altwerden an sich ist ja nach der Heiligen Schrift nicht einfach nur schön. Der Prediger Salomo redet vom Alter als von den «Jahren, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht». Von Erzvater Isaak heisst es: «Er war alt und lebenssatt» (1. Mose 35,29). Auch David «war alt und des Lebens satt» (1. Chr. 23,1). Hiob «starb alt und lebenssatt» (42,17). Sogar einer, von dem man es zuletzt erwartet hätte, der Apostel Paulus, äussert sich in einem an die Philipper gerichteten Brief aus dem Gefängnis: «Es fällt mir beides schwer: Ich habe Lust, abzuschneiden und bei Christo zu sein, was auch viel besser wäre, aber es ist nötiger, im Fleisch zu bleiben um euretwillen» (Phil. 1,23-24). Auch ein Paulus hat somit

Stunden, da er sein Fleisch gerne loswerden und ablegen würde. Was ihn zurückhält, ist allein die Tatsache, dass Christus es offenbar noch für nötig erachtet, dass er weiter lebt und wirkt. Und solange Christus ihm hier eine Aufgabe hat, wird er im Fleisch bleiben müssen. Paulus ist aber täglich und stündlich, solange er im Fleisch bleiben muss, angewiesen auf den «Noah» Gottes, auf das Aufatmen der Vergabung, auf den einen Trost, den er im Leben und im Sterben kennt, auf den Versöhner, der am Kreuz den Fluch in Segen verwandelte und zu seinen verzagten Kindern und müden Knechten sagt: «Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid», ich will euch ein «Noah» sein, ein Aufatmen, «ich will euch erquicken.»

Mitten in der Ahnenreihe des Stammbaums steht ausser Noah noch ein zweiter Name, der Besonderes aussagt: Henoah. Damit kommen wir zum Dunkelsten und zugleich Leuchtendsten, das uns dieses Kapitel zu sagen hat. Es ist noch unbegreiflicher und noch anstössiger als Adams 930 Lebensjahre. Auch Henoah «zeugte Söhne und Töchter». Auch seine Lebensdauer ist beschränkt, sogar geringer als die der anderen, ist doch sein Alter nur mit 365 Jahren angegeben. Henoah wird so viele Jahre alt, als ein Jahr Tage hat. Dann aber heisst es von ihm, wie Luther übersetzt, «er führte ein göttliches Leben», wörtlich heisst es, «er führte ein Leben mit Gott». Das heisst es ausser von Henoah von keinem anderen. Es wird durch Wiederholung obendrein erst noch unterstrichen: «Und er führte ein Leben mit Gott.» Und dann, geheimnisvoll: «Gott nahm ihn hinweg, und er ward nicht mehr gesehen.» Neunmal steht ehern und unausweichlich «und starb». Bei diesem einen, bei Henoah, fehlt das, bei ihm heisst es betont und ausdrücklich nicht «und starb». Henoah darf hingehen, ohne den Tod erleiden zu müssen, direkt. Auch Paulus sagt bekanntlich einmal, er möchte am liebsten direkt vom Osterleben «überkleidet», ohne vorher vom Tod «entkleidet» zu werden (2. Kor. 5,4). Das ist hier

offenbar dem Henoch, der «ein Leben mit Gott» geführt hat, widerfahren. Zuletzt, schreibt Paulus an anderer Stelle den Korinthern, wenn der Herr wiederkomme, werde derjenige Gläubige, der ausgeharrt habe bis ans Ende, ohne vorherigen Tod direkt verwandelt werden (1. Kor. 15,51). So ward offenbar Henoch direkt ins ewige Leben verwandelt. Im Hebräerbrief, wo die 18 Glaubensmenschen aufgezählt werden, ist einer von ihnen unser Henoch. Von ihm heisst es dort: «Durch den Glauben ward Henoch weggenommen, dass er den Tod nicht sähe, und ward nicht gefunden, darum, dass ihn Gott wegnahm; denn vor seinem Wegnehmen hat er Zeugnis gehabt, dass er Gott gefallen habe. Aber ohne Glauben ist's unmöglich, Gott zu gefallen; denn wer zu Gott kommen will, der muss glauben, dass er sei und denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde» (Hebr. 11,5-6). Hier bei Stammvater Henoch, wo es plötzlich nicht heisst «er starb», stockt einem der Atem. Henoch wird hinweggerückt. Damit wird er ein Hinweis und Fingerzeig auf denjenigen, der als der eine Erstling nicht nur hinweggerückt, sondern aus dem Tod auferweckt werden wird, auf Christus. Christus, auf den hin der Henoch des Alten Bundes zeigen darf, wird das eine fehlende Glied in der Kette des Todes sein. Im ehernen Einerlei, das man Tod nennt, wird Christus die eine Ausnahme, der eine Ruhestörer sein. Christus erst wird der «Durchbrecher aller Bande» sein. Aber weil dieser Henoch auf Christus hin weggerückt wird, darum geht gleichsam ein Frühlicht der Ostern von ihm aus. Osterlicht leuchtet hier auf. Osterlicht über diese ganze Reihe von Männern, die Kinder zeugen und sterben.

Liebe Gemeinde! Ein lieber Bekannter, er ist einer der zahlreichen Pensionierten unserer Beamtenstadt, stand bei Anlass seines Besuches der Landesausstellung lang und nachdenklich vor jener seltsamen Maschinerie des Herrn Tinguely, jenem Gemächte aus Schrott und Alteisen, aus ausrangierten Stangen, Schienen, Hebeln, Schrauben und

Gewinden zusammengestüekelt, die in einem fort lärmt und kesselt und rasselt, regelmässig geht wie eine Uhr, und doch nichts leistet, nichts! Ihr Sinn ist der Leerlauf. Und von diesem Alteisen-Leerlauf gehen die Gedanken des Beschauers hinüber zu dem Film, der ebenfalls in der Ausstellung zu sehen war, auf dem die abgewrackten Männer und Frauen eines Altersasyls daherwackeln. Und er hört den Lautsprecher schreien: «Für 300'000 vergreiste Mitbürger muss das Schweizervolk heute sorgen, sie ernähren. Binnen soundso vieler Jahre wird's eine Million sein.»

Da will dem nachdenklichen Beschauer (er selber muss sich ja als einen der Alterspensionäre sehen) das Herz schwer werden. Was ist überhaupt der Sinn des Lebens? Dass man seine Pflicht tut, dabei alt wird, und am Schluss hören muss, das Volk müsse einen ernähren? Die Antwort, die uns das heute aufgeschlagene Kapitel gibt, lautet: Unser Leben ist Mühe und Arbeit – auf einer verfluchten Erde. Aber Gott hat uns einen «Noah» gegeben, ein Aufatmen, Trost und Erquickung. Wir sind nicht nur Gebrauchsmaterial, das den Gesetzen der Abnutzung unterliegt und eines Tages zum «Alten Eisen» gehört. Wir sind Gottes Geschöpfe. In Gottes Hand liegt unser Leben. Er ist der Herr unseres Altwerdens und unseres Jungseins. In seiner Hand liegt Leben und Sterben. Liegt die Ewigkeit und was nachher kommt. Es gibt einen Halt und Gehalt für den jungen Menschen – und für den alten Menschen. Dieser Halt und Gehalt ist Christus, auf den der Mann Henoeh tief aus dem Alten Testament hinzeigt. Christus, der für uns den Tod bezwang. Amen.

Herr, Jesus Christus!

Du hast geliebt bis ans Ende.

Warst gehorsam bis ans Kreuz.

Und du hast deine Gemeinde berufen und verordnet,
an den geringsten deiner Brüder Dienst zu tun.

Erwecke auch aus unserer Gemeinde die Bereitschaft,
die von dir empfangene Liebe weiterzugeben.

Archen

Herr, Vater!
Licht, da niemand hinzukommt!
In dieser Adventszeit bist du uns nahe,
in deinem Wort und Geist, im Singen und Beten.
Und nun bitten wir dich für alle,
die heute in eine Kirche gehen.
Schenk ihnen die Willigkeit,
dein Wort anzunehmen und wirken zu lassen,
auch wenn wir manches nicht begreifen.
Schenk uns einen getrosten Zugang zu deinem Mahl.
Erbarm dich auch der andern, die jetzt nicht da sind,
der du willst, dass allen Menschen geholfen werde,
indem sie zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen.
Lass bald den Tag anbrechen,
da kein Bruder mehr den anderen lehren muss.
Lass uns dann bei denen sein,
die dich von Angesicht schauen.
Dann wird deine Gemeinde zusammen mit den Engeln
und Vollendeten dich anbeten ohne Unterlass.
Und wird ein Hirt und eine Herde sein. Amen.

^{6,1} Als aber die Menschen sich zu mehren begannen auf Erden und ihnen Töchter geboren wurden, ² da sahen die Gottessöhne, wie schön die Töchter der Menschen waren, und nahmen sich zu Frauen, welche sie wollten. ³ Da sprach der HERR: Mein Geist soll nicht immerdar im Menschen walten, denn auch der Mensch ist Fleisch. Ich will ihm als Lebenszeit geben hundertundzwanzig Jahre. ⁴ Zu der Zeit und auch später noch, als die Gottessöhne zu den Töchtern der Menschen eingingen und sie ihnen Kinder gebaren, wurden daraus die Riesen auf Erden. Das sind die Helden der Vorzeit, die hochberühmten.

⁵ Als aber der HERR sah, dass der Menschen Bosheit gross war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres

Herzens nur böse war immerdar, ⁶ da reute es ihn, dass er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen ⁷ und er sprach: Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde, vom Menschen an bis hin zum Vieh und bis zum Gewürm und bis zu den Vögeln unter dem Himmel; denn es reut mich, dass ich sie gemacht habe. ⁸ Aber Noah fand Gnade vor dem HERRN.

⁹ Dies ist das Geschlecht Noahs. Noah war ein frommer Mann und ohne Tadel und führte ein göttliches Leben zu seinen Zeiten. ¹⁰ und zeugte drei Söhne Sem, Ham und Japheth. ¹¹ Aber die Erde war verderbt vor Gottes Augen und voll Frevels. ¹² Da sah Gott auf die Erde, und siehe, sie war verderbt; denn alles Fleisch hatte seinen Weg verderbt auf Erden. ¹³ Da sprach Gott zu Noah: Alles Fleisches Ende ist vor mich gekommen; denn die Erde ist voll Frevels von ihnen; und siehe da, ich will sie verderben mit der Erde. ¹⁴ Mache dir einen Kasten von Tannenholz und mache Kammern darin und verpiche ihn mit Pech innen und aussen. ¹⁵ Und mache ihn so: Dreihundert Ellen sei die Länge, fünfzig Ellen die Breite und dreissig Ellen die Höhe. ¹⁶ Ein Fenster sollst du daran machen obenan, eine Elle gross. Die Tür sollst du mitten in seine Seite setzen. Und er soll drei Stockwerke haben, eines unten, das zweite in der Mitte, das dritte oben.

¹⁷ Denn siehe, ich will eine Sintflut kommen lassen auf Erden, zu verderben alles Fleisch, darin Odem des Lebens ist, unter dem Himmel. Alles, was auf Erden ist, soll untergehen. ¹⁸ Aber mit dir will ich meinen Bund aufrichten, und du sollst in die Arche gehen mit deinen Söhnen, mit deiner Frau und mit den Frauen deiner Söhne. ¹⁹ Und du sollst in die Arche bringen von allen Tieren, von allem Fleisch, je ein Paar, Männchen und Weibchen, dass sie leben bleiben mit dir. ²⁰ Von den Vögeln nach ihrer Art, von dem Vieh nach seiner Art und von allem Gewürm auf Erden nach seiner Art: von den allen soll je ein Paar zu dir hineingehen, dass sie leben bleiben. ²¹ Und du sollst dir von jeder Speise nehmen, die gegessen wird, und sollst sie bei dir

sammeln, dass sie dir und ihnen zur Nahrung diene. ²² Und Noah tat alles, was ihm Gott gebot.

^{7,1} Und der HERR sprach zu Noah: Geh in die Arche, du und dein ganzes Haus; denn dich habe ich gerecht erfunden vor mir zu dieser Zeit. ² Von allen reinen Tieren nimm zu dir je sieben, das Männchen und sein Weibchen, von den unreinen Tieren aber je ein Paar, das Männchen und sein Weibchen. ³ Desgleichen von den Vögeln unter dem Himmel je sieben, das Männchen und sein Weibchen, um das Leben zu erhalten auf dem ganzen Erdboden. ⁴ Denn von heute an in sieben Tagen will ich regnen lassen auf Erden vierzig Tage und vierzig Nächte und vertilgen von dem Erdboden alles Lebendige, das ich gemacht habe.

⁵ Und Noah tat alles, was ihm der HERR gebot. ⁶ Er war aber sechshundert Jahre alt, als die Sintflut auf Erden kam. ⁷ Und er ging in die Arche mit seinen Söhnen, seiner Frau und den Frauen seiner Söhne vor den Wassern der Sintflut. ⁸ Von den reinen Tieren und von den unreinen, von den Vögeln und von allem Gewürm auf Erden ⁹ gingen sie zu ihm in die Arche paarweise, je ein Männchen und Weibchen, wie ihm Gott geboten hatte.

¹⁰ Und als die sieben Tage vergangen waren, kamen die Wasser der Sintflut auf Erden. ¹¹ Im sechshundertsten Lebensjahr Noahs am siebzehnten Tag des zweiten Monats, an diesem Tag brachen alle Brunnen der grossen Tiefe auf und taten sich die Fenster des Himmels auf, ¹² und ein Regen kam auf Erden vierzig Tage und vierzig Nächte. ¹³ An eben diesem Tage ging Noah in die Arche mit Sem, Ham und Jafet, seinen Söhnen, und mit seiner Frau und den drei Frauen seiner Söhne; ¹⁴ dazu alles wilde Getier nach seiner Art, alles Vieh nach seiner Art, alles Gewürm, das auf Erden kriecht, nach seiner Art und alle Vögel nach ihrer Art, alles, was fliegen konnte, alles, was Fittiche hatte; ¹⁵ das ging alles zu Noah in die Arche paarweise, von allem Fleisch, darin Odem des Lebens war. ¹⁶ Und das waren Männchen und Weibchen von allem Fleisch, und sie gingen hinein, wie denn Gott ihm geboten hatte. Und der HERR schloss hinter ihm zu.

17 Und die Sintflut war vierzig Tage auf Erden, und die Wasser wuchsen und hoben die Arche auf und trugen sie empor über die Erde. 18 Und die Wasser nahmen überhand und wuchsen sehr auf Erden, und die Arche fuhr auf den Wassern. 19 Und die Wasser nahmen überhand und wuchsen so sehr auf Erden, dass alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden. 20 Fünfzehn Ellen hoch gingen die Wasser über die Berge, sodass sie ganz bedeckt wurden.

21 Da ging alles Fleisch unter, das sich auf Erden regte, an Vögeln, an Vieh, an wildem Getier und an allem, was da wimmelte auf Erden, und alle Menschen. 22 Alles, was Odem des Lebens hatte auf dem Trockenen, das starb. 23 So wurde vertilgt alles, was auf dem Erdboden war, vom Menschen an bis hin zum Vieh und zum Gewürm und zu den Vögeln unter dem Himmel; das wurde alles von der Erde vertilgt. Allein Noah blieb übrig und was mit ihm in der Arche war. 24 Und die Wasser wuchsen gewaltig auf Erden hundertundfünfzig Tage.

8,1 Da gedachte Gott an Noah und an alles wilde Getier und an alles Vieh, das mit ihm in der Arche war, und liess Wind auf Erden kommen und die Wasser fielen. 2 Und die Brunnen der Tiefe wurden verstopft samt den Fenstern des Himmels, und dem Regen vom Himmel wurde gewehrt. 3 Da verliefen sich die Wasser von der Erde und nahmen ab nach hundertundfünfzig Tagen. 4 Am siebzehnten Tag des siebenten Monats liess sich die Arche nieder auf das Gebirge Ararat. 5 Es nahmen aber die Wasser immer mehr ab bis auf den zehnten Monat. Am ersten Tage des zehnten Monats sahen die Spitzen der Berge hervor.

6 Nach vierzig Tagen tat Noah an der Arche das Fenster auf, das er gemacht hatte, 7 und liess einen Raben ausfliegen; der flog immer hin und her, bis die Wasser vertrockneten auf Erden. 8 Danach liess er eine Taube ausfliegen, um zu erfahren, ob die Wasser sich verlaufen hätten auf Erden. 9 Da aber die Taube nichts fand, wo ihr Fuss ruhen konnte, kam sie wieder zu ihm in die Arche; denn noch war Wasser auf dem ganzen Erdboden. Da tat er die Hand

heraus und nahm sie zu sich in die Arche. ¹⁰ Da harrte er noch weitere sieben Tage und liess abermals eine Taube fliegen aus der Arche. ¹¹ Die kam zu ihm um die Abendzeit, und siehe, ein Ölblatt hatte sie abgebrochen und trug's in ihrem Schnabel. Da merkte Noah, dass die Wasser sich verlaufen hätten auf Erden. ¹² Aber er harrte noch weitere sieben Tage und liess eine Taube ausfliegen; die kam nicht wieder zu ihm.

¹³ Im sechshundertundersten Lebensjahr Noahs am ersten Tage des ersten Monats waren die Wasser vertrocknet auf Erden. Da tat Noah das Dach von der Arche und sah, dass der Erdboden trocken war. ¹⁴ Und am siebenundzwanzigten Tage des zweiten Monats war die Erde ganz trocken. 1. Mose 6,1 – 8,14

Liebe Gemeinde!

Schon nach den ersten paar Sätzen stösst man beim Lesen der biblischen Sintflutgeschichte auf eine Notiz über Gott. Diese wollen wir uns nicht entgehen lassen. Sie ist wichtig. Es heisst da nämlich von Gott: «Es bekümmerte ihn in seinem Herzen» (6,6). Der Deutsche Ernst Barlach lässt in seinem dunklen Drama «Die Sündflut» einen aussätzigen Bettler, der selber leidet und all das Elend, das mit der Sintflut hereinbricht, nicht mehr mit ansehen mag, über Gott die Frage äussern: «Ob er wohl ein Herz hat?» Der hadernde Bettler gibt sich dann die Antwort selber. Sie lautet: «Ich glaube es nicht.» Ein Gott, der solches zulasse, habe kein Herz (Piper-Bücherei, München 1959).

In der biblischen Sintflutgeschichte aber steht es anders. Hier lesen wir: «Es bekümmerte ihn zutiefst» (Zürcher Übersetzung). «Es bekümmerte ihn in seinem Herzen» (Luther). Der Gott der Bibel ist weder eine unpersönliche Idee noch ein abstrakter Begriff. Gott ist einer, der bis in sein Innerstes Schmerz empfindet, Gott hat ein Herz. Die biblische Sintfluterzählung, das ist ihre Absicht und überhaupt ihr Sinn, lässt uns Gott in sein Innerstes, in sein Herz schauen.

Es wird hier unsagbar gelitten. Die Menschen leiden. Die Tiere leiden. Die Pflanzen leiden. Es leidet die ganze lebende Kreatur. Aber wenn wir die Summe all dieser kreatürlichen Leiden der Sintflut zusammenzählen könnten, wäre das nur ein winziger Teil dessen, was der Vater im Himmel empfindet, wenn er seine Schöpfung leiden sieht. Der Hauptleidtragende des Sintflutgeschehens ist weder die Pflanze, noch das Tier, noch der Mensch, sondern Gott. Der Gott, über den uns hier mitgeteilt ist: «Es bekümmerte ihn in seinem Herzen.»

Freilich betrifft nun diese tiefe Kümmernis Gottes nicht erst den physischen Untergang seiner Geschöpfe. Gott leidet noch mehr unter dem, was vorangeht. Dem Massensterben geht der Massenabfall voraus – die Gottlosigkeit der Menschenkinder. Die Zeit unmittelbar vor der Sintflut zeigt uns ein Menschengeschlecht ohne Gott. Über diese Menschen ohne Gott ist hier ein Zweifaches mitgeteilt: Sie sind verderbt. Und sie sind gewalttätig. Sie sind unsittlich, sexuell ausschweifend, zügellos. Dieser sittliche Zerfall kann nicht anders als schlimme soziale Auswirkungen zeitigen. Das Gemeinschaftsleben in Ehe, Familie und Volk ist in Frage gestellt. Gewaltakte und Unrecht sind an der Tagesordnung. Der Starke tobt sich aus. Wehe dem Schwachen in solcher Zeit.

Die Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit sitzt im Menschheitsleib wie ein Krebsgeschwür, das um sich greift. Kains Brudermord war ein Ableger. Dann folgte, als weitere Metastase, das Zeitalter jenes berüchtigten Lamech, der droht, sich an seinem Mitmenschen siebenundsiebzimal zu rächen (4,23-24). Hier nun, unmittelbar vor dem Hereinbruch des Flutgerichts, findet nun offenbar noch einmal eine Steigerung der Sittenlosigkeit und Gewalttat statt. Wir begegnen hier einer dunklen Anspielung, dass jene Menschen ohne Gott anfangen, sich mit den Unsichtbaren, mit den Mächten einzulassen. Bekanntlich erzählt die griechische Sage von

einzelnen Fällen, da Götter sich mit Menschen vermählten. Die Kinder, die aus solchen Ehen hervorgehen, pflegen dort Helden und strahlende Vorbilder zu sein, wie etwa Herakles, für den sich die Jugend begeistert. Hier in der Bibel aber sind solche «Mischehen» zwischen Menschen und Mächten als sündhafte Wucherungen erkannt, als nicht mehr zu überbietender Frevel, als lästerliche Herausforderung Gott gegenüber. Die Menschen ohne Gott, die in grenzenlosem Übermut jede Schranke übersteigen, sich schliesslich gar mit den Göttern einlassen, bringen dementsprechende Nachkommen zur Welt. «Gewaltige und berühmte Männer», wie Luther übersetzt. Riesen nannte man sie einst, dann Kraftgenies, Herrenmenschen, Führergestalten.

Mit dem Menschen ohne Gott ist damals ein Zeitalter des Übermenschen angebrochen. «Verderbt», «Gewalttätig». Sieht Gott diesem Treiben zu und lässt es gewähren, dann erübrigt sich eine Sintflut. Solche Völker und Geschlechter gehen langsam, aber sicher sowieso der Selbstauflösung entgegen. Sie gehen gleichsam von selbst in Fäulnis über. In seinem Buch «Der Gang der Weltgeschichte, Aufstieg und Verfall der Kulturen», weist der englische Geschichtsphilosoph Arnold Toynbee nach, dass der Zerfall einer Kultur fast immer mit dem Hochmut, mit dem Grössenwahn eines Geschlechts beginnt.

Die Situation der Generation vor der Flut ist ernst. «Gott sah auf die Erde, und siehe, sie war verderbt; denn alles Fleisch hatte seinen Wandel verderbt auf Erden» (6,11-12). Verderbt, verderbt, lautet das Resultat der ärztlichen Untersuchung, hoffnungslos verderbt, alles Fleisch. Von verderbtem Fleisch ist bekannt, dass mit ihm nicht zu spassen ist. Man kann, weil es nicht harmlos ist, nichts Eiligeres tun, als es so geschwind wie möglich beseitigen. Verderbtes Fleisch ist giftig, ansteckend, und stinkt. Es scheint, dass Gott tatsächlich in Erwägung zieht, unter diesen Umständen seine Schöpfung zu widerrufen, sein Schöpfungswerk rückgängig

zu machen. «Alles Fleisches Ende ist vor mich gekommen» (6,13). Zweimal heisst es: «Da reute es ihn, dass er die Menschen auf Erden gemacht hatte» (6,6-7). Mag man sich daran stossen, dass Gott etwas gereuen kann. Gott ist nicht unser Gottesbegriff. Gott ist einer, der ein Herz hat. Darum ist Gott gewillt, seine Menschen nicht an die langsame und sichere Fäulnis anheim zu geben. Nicht als hoffnungslos faul erklärt er seine Welt, sondern als hoffnungsvoll reif. Freilich, reif zum Gericht. Gott will also noch Hoffnung haben für den Patienten. Darum entschliesst er sich für die Operation.

Der Eingriff, den Gott vorzunehmen beschliesst, ist freilich tief: «Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen» (6,7). Wörtlich «wegfegen». Wenn «alles Fleisch seinen Wandel verderbt hat», dann ist ein Ende fällig, Schluss damit. Aber es ist ein Ende, das Gott beschliesst. Darum wird aus dem Ende ein Anfang hervorgehen. Man hat eine Zeitlang die Sintflut lediglich als Naturkatastrophe gewertet. Das ist sie auch. Aber sie ist Gottes Gericht. Sie ist Gottes Werk. Das Werk nicht nur seiner Hand. Es geht tiefer. Das Werk seines Herzens. Wir schauen durch die Sintflut Gott ins Herz.

Viel später entschliesst sich ja dann derselbe Gott noch zu einem ganz andern Eingriff: «Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.» Ins Fleisch, in unser verderbtes, ansteckendes, stinkendes Fleisch ist Gott dann hereingekommen. Da kann man nur mit dem Weihnachtslied staunen: «Gott ist im Fleische / Wer kann dies Geheimnis verstehen?» Das ist das innerste Geheimnis des Herzens Gottes. Seine Bekümmernis um uns Menschen treibt ihn schliesslich zur Fleischwerdung. So ist die Sintflut Vernichtung, und gleichzeitig Rettung. Sie ist Gericht und Gnade zugleich. Die Sintflut ist Ende. Und siehe, sie ist Anfang. Weil Gott ein Herz hat. Weil Gott Gott ist.

Und nun endlich dieser Noah! Wer ist Noah? Ich gäbe viel darum, wenn ich es wüsste. Noah scheint uns einer der besonders Geheimnisvollen im Reiche Gottes zu sein. Jesus erwähnt ihn. «Denn wie die Tage des Noah, so wird die Wiederkunft des Menschensohns sein: Wie sie nämlich in den Tagen vor der Sintflut assen und tranken, freiten und sich freien liessen bis zu dem Tage, da Noah in die Arche ging, und es nicht merkten, bis dass die Sintflut kam und nahm sie alle dahin, so wird es auch bei der Wiederkunft des Menschensohnes sein.» Im Blick auf unsere Zeit, vor allem auch auf die Zukunft unseres Geschlechtes, drängt sich einem von Jahr zu Jahr dringlicher der Name des Noah auf, die biblische Flutgeschichte meldet sich aus der Erinnerung, sooft man nachdenkend der Zukunft zugewendet ist. Man horcht herum, ob es wohl anderen auch so geht. In der Tat ist dem so. Eröffnete da letzthin ein städtischer Beamter eine der Sitzungen, die er zu präsidieren hat, mit dem Satz: «Meine Herren, es ist einem heute an verantwortlicher Stelle, wie wenn eine Sintflut von Tag zu Tag steigt – Schwimmbewegungen halten uns notdürftig über Wasser.» Und im Sammelband: «Modernes Schweizer Theater, Einakter und Szenen» befinden sich unter anderem Bruchstücke, Kostproben eines werdenden Schauspiels von Hugo Loetscher, das den Titel tragen soll «Noah». Die erste Szene ist überschrieben mit «Die Arche bringt die Konjunktur ins Zweistromland». Ferner hat einer der Schöpferischen unter den modernen Musikbeflissenen, Willy Burkhard, ein Werk hinterlassen, das «Die Sintflut» zum Gegenstand hat. Von allen Seiten wird offenbar «Noah» als Schlüsselfigur unserer Zeit empfunden.

Und nun liest man die ganze biblische Sintflutgeschichte, um auch nur ein einziges Wort aus dem Munde Noahs zu vernehmen, und findet keins. Wer hier redet, ist Gott. Gott allein hat hier offenbar das Wort. Er befiehlt jetzt den Bau eines Schiffes. Ein Wasserfahrzeug, nicht am Ufer eines Wassers, ein Schiff auf dem Trockenen - irrsinniges

Unternehmen! Aber Noah gehorcht und baut das Schiff auf dem Festland - nichts von einer Widerrede, nicht einmal eine Frage. Wortlos gehorcht Noah, der Geheimnisvolle.

Und jetzt befiehlt ihm Gott, mit seiner Frau, seinen drei Söhnen und deren Frauen, und zusammen mit allerlei Pärchen aus dem Tierreich, in die Arche einzusteigen, einzusteigen in das Schiff ohne Wasser. Die Umwelt muss es als Narrenschiff empfinden. Wortlos wird gehorcht. «Und Noah tat alles, was ihm Gott gebot» (6,22).

«Und der Herr schloss hinter ihm zu» (7,16). Wir beachten und merken uns, nicht Noah, Gott ist im Besitz des Schlüssels. Noah befindet sich jetzt auf Gedeih und Verderb in Gottes Hand. Und wie Gott jetzt den Eintritt in die Arche bestimmt, so verfügt er später auch das Verlassen derselben: «Da redete Gott mit Noah und sprach: Gehe aus dem Kasten, du und dein Weib, deine Söhne und deiner Söhne Weiber mit dir» (8,15-16). Und wiederum gehorcht Noah, wortlos, als wäre er ein Stummer.

Eine Frage drängt sich hier auf. Sie betrifft Gottes Auswahl. Warum in aller Welt ist dieser Noah mit seiner Familie, warum sind diese acht Seelen die einzigen von Gott Hindurchgeretteten? Da ist zunächst vorzuschicken, dass man die Vorgänge um den Geheimnisvollen ganz und gar von oben, von Gott her, verstehen muss. Was hingegen die Person Noahs anbetrifft, hinkt nun jener Vergleich mit der Operation, die Gott an jenem verderbten und gewalttätigen Menschengeschlecht vornimmt. Bei einem chirurgischen Eingriff, wenn eine Niere heraus muss, ein Lungenflügel oder zwei Drittel des Magens, wird Gesundes und Krankes voneinander geschieden, das Kranke wird vom Gesunden weg geschnitten. Noah aber ist nicht etwa inmitten von lauter kranken Zeitgenossen der einzig Gesunde, der einzige, der auf Gottes Erdboden nicht Patient wäre. Auch Noah und seine Familie, ja Noah vorab, ist des Arztes bedürftig. Dass

er hindurchgerettet wird, ist alles andere als Noahs Verdienst.

Es heisst im Bericht von Noah, er habe etwas gefunden. Als glücklicher Finder wird er hingestellt. Wie sieht der Fundgegenstand aus? Ein blindes Huhn findet eine Perle, wie der Volksmund sagt. «Aber Noah fand Gnade vor dem Herrn» (6,8). Dieser Umstand allein wird angegeben, warum Noah mit den Seinen gerettet wird: «Er fand Gnade vor dem Herrn.» Die «Gnade vor dem Herrn» waltet schon über der Geburt des Geheimnisvollen. Schon am Tage, da er zur Welt kam, tat sein Vater über ihn den Spruch: «Der wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf einer Erde, die der Herr verflucht hat» (5,29). Dieser, von Gott geschaffenen Ausgangslage, wird Noah gerecht, benimmt sich als einer, der Gnade gefunden hat, wandelt infolgedessen vor Gott und gehorcht. Weil er ein Begnadeter des Herrn ist, kann von ihm notiert werden: «Noah war ein frommer Mann, ohne Tadel, und wandelte vor Gott zu seinen Zeiten» (6,9).

Wenn wir somit auch nicht wissen, *warum* Gott einzig und ausgerechnet diesen Mann mit seiner Familie hindurchgerettet hat, so wissen wir doch klar darüber Bescheid, *wozu* Noahs Rettung erfolgt. Sinn und Zweck des ganzen göttlichen Unternehmens ist nichts Geringeres als die Rettung des Menschengeschlechts. Der geheimnisvoll gehorchende Mann ist Werkzeug, Werkzeug der Rettung in Gottes Hand, streng und ausschliesslich das. In einer babylonischen Sintflutsage heisst es, die Geretteten hätten vorab ihr gesamtes Silber und Gold in die Arche geschafft. Davon steht bei Noah nichts. Noah ist Werkzeug der Rettung, Werkzeug der Gnade, Werkzeug des Neuanfangs nach dem Gericht.

Man weiss auch nicht, was der Geheimnisvolle die ganze Dauer der Vorbereitungen hindurch, und während der Sintflut selber, denkt und empfindet. In einem historischen Museum in Holland sah ich einmal ein Sintflutbild eines alten

Meisters. Es stellt die auf der steigenden Flut schwimmende Arche dar. Sie ist rings umgeben von um Hilfe Schreienden, Ertrinkenden und schon Ertrunkenen. Oben auf dem Vorderdeck der Arche kniet Noah mit gefalteten Händen. Er ringt vor Gott in heisser Fürbitte für die Untergehenden. Das ist schön, aber es steht nicht da. Wir wissen tatsächlich nicht, was in dem Manne vorging.

Erst gegen den Abschluss des Gerichtsgeschehens verraten einige Zeichen indirekt etwas von seinem Innenleben. Da hat sich Noah offensichtlich nach dem Ende der Sintflut, wonach er Ausschau hielt, geseht. In seiner Sehnsucht hat er, wie die alten Seefahrer zu tun pflegten, Vögel als Kompass benutzt. Diese sollten ihm bestimmen helfen, wie weit die Flut schon im Absinken war. Tage, Wochen hindurch lebt er so zwischen Hangen und Bangen. Was aber die mit ihm eingesperrte Kreatur betrifft, ist diese zusammen mit Noah genau in jener Verfassung, die Paulus beschreibt, wenn er in seinem Brief an die Römer sagt: «Wir wissen, dass alle Kreatur sich mit uns sehnt, sich mit uns ängstet und mit uns auf die Befreiung hofft» (Römer 8,17 ff).

Was aber Noah zusammen mit den Mitwartenden und Mithoffenden empfand, als endlich die Taube bei ihrer Rückkehr als erstes Zeichen der Rettung den Ölweig im Schnabel trug, das nachzufühlen oder gar mitzerleben ist nicht möglich. Die Taube mit dem Ölweig. Im Uno Gebäude in New York, dem imposanten Gemeinschaftswerk aller der Uno angeschlossenen Nationen, fällt dem Besucher auf, wie konsequent darin jedes religiöse Bekenntnis vermieden ist. Einzig auf einem Wandteppich, dem Beitrag eines vorderasiatischen Königs, erklärt beiläufig die Führung, stehe eine Sure aus dem Koran. Bibelwort sah ich beim Rundgang keins. Nur auf einem grossen Wandbild kann man eine Taube mit dem Ölweig entdecken. Auf dieses Zeichen der Sehnsucht und der Hoffnung konnte man sich offenbar, bei

aller Verschiedenheit der Weltanschauungen, in der Uno einigen.

Liebe Gemeinde! Hier drängen sich noch einmal Fragen auf. Einmal: Ist das alles genau so passiert? Es sind in diesen Kapiteln deutlich zwei Grundberichte ineinander verarbeitet. Der eine gibt die Dauer des Flutgerichtes mit insgesamt 61 Tagen an, der andere redet von einem Jahr und zehn Tagen, bis das alles vorbei ist. Ich lasse die beiden Berichte nebeneinander stehen und glaube, dass es die Sintflut gab und dass Noahs Rettung zugunsten des ganzen Menschengeschlechts stattfand. Ungelöste textliche Schwierigkeiten werden der-einst, wenn unser Wissen und Weissagen nicht mehr Stückwerk sein wird, ihre Lösung finden.

Eine weitere Frage ist nun freilich ebenso brennend, wenn nicht noch brennender. Sie betrifft die Gegenwart und die Zukunft. Wenn Gott solches in der Vergangenheit tun konnte, kann er dasselbe nicht heute und morgen wiederholen? Wie steht es um die Möglichkeit gegenwärtiger und zukünftiger Sintfluten und Rettungen? Es müsste ja nicht eine wortwörtliche Wiederholung jenes Frühgeschehens sein. Gott müsste sich dabei ja nicht des Wassers bedienen. Es könnte einmal auch Feuer sein, oder atomare Kriegführung. Diese Frage drängt sich heute jedem Sekundarschüler, ja jedem fernsehenden Erstklässler auf. Der heutige Mensch nimmt das Wissen um die Möglichkeit kontinentaler, globaler, ja kosmischer Zerstörungen gleichsam schon mit der Muttermilch in sich auf. Etwas ist im Tun. Wir ahnen es alle. Etwas ist im Kommen. Etwas wie eine steigende Flut. Etwas wächst Tag und Nacht. Ist es ein Tumor im Leibe der Menschheit? Was es ist, wissen wir nicht. Wir spüren nur, dass uns Bedrohung naht. «Meine Herren, es ist einem heute an verantwortlicher Stelle, wie wenn eine Sintflut von Tag zu Tag steigt. Schwimmbewegungen halten uns notdürftig über Wasser.»

Ein Gefühl des «Schwimmens». Genau das ist es, was der Zeitgenosse empfindet. Man kann dabei ertrinken. Ertrinken in der Fülle der täglich wachsenden Berufspflicht. Man kann ertrinken in der Langeweile, ertrinken in einer Papierflut, ertrinken im Geld. Wohlstandsleichen, nicht gering an Zahl, schwimmen bereits an der Oberfläche und füllen die Luft mit Verwesungsgeruch. Aber das ist, wie uns das nächste Kapitel zeigen wird, kein Letztes, Endgültiges.

Diesem Kommenden, liebe Gemeinde, schaut unser Geschlecht nicht passiv zu. Der heutige Mensch sinnt Tag und Nacht darüber nach, wie er sich gegen eine so drohend herüberhängende Zukunft schützen könnte. Mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüt und aus allen unseren Kräften ist der Mensch unseres Jahrhunderts auf eines bedacht: Auf Sicherheit. Wenn die Flut so weiter steigt, dann «rette sich wer kann». So ist Archenbau das Gebot der Stunde. Der eine baut aus Holz, der andere aus Beton, ein dritter aus Stahl. Hier baut sich einer seine Arche am Stadtrand als Renditenhaus, dort einer in die Berge, so weit vom Geschütz wie möglich. Wir bauen auf und unter die Erde. Und wenn alle Stricke reißen sollten, dann ist es vorteilhaft, sich auch noch jenseits der Landesgrenze, irgendwo auf dem Festland, oder noch besser auf einer Insel, so weit wie möglich, weit draussen im Ozean, seine Arche zu sichern. Die Schweiz, Europa ist ein einziger Bauplatz geworden. Wir sind ein Geschlecht von Archenbauunternehmern grössten Stils. Wenige Zeitgenossen sind nicht vom Archenbaufieber erfasst. Baustop- und Drosselungsmassnahmen kommen gegen diese hektische Geschäftigkeit im Investieren und Bauen deswegen nicht auf, weil hinter allem die kalte Angst sitzt.

So bauen wir Archen. Aber meine nicht jeder Archen bauende Zeitgenosse, ein Noah zu sein. Wir bauen Archen nicht zur Rettung des Menschengeschlechts, sondern um persönlich dem Kommenden zu entrinnen. Wir bauen Archen nicht auf Gottes Befehl, sondern um uns gegen Gottes Gerichte

vorzusehen. Von jenseits der Grenze vernimmt man, dass unser Nachbarvolk eben den Bau einer Riesenarche plant. Luftschutzbauten mit einem Kostenvoranschlag von 170 Milliarden Mark. Und wir, diesseits der Grenze, bauen drauflos unsere Privatarchen und schlafen erst wieder ruhig, wenn wir die Schlüssel dazu fest in Händen haben, während bei Noahs Arche Gott den Schlüssel in seiner Hand hat. Und wir bauen Archen wie jene Babylonier, die, wie wir hörten, vorab darauf bedacht waren, ihr Silber und ihr Gold hinein-zutragen.

Aber wir dürfen glauben, dass auch Noah heute baut. Er baut still, auf Gottes Geheiss. Auch die wirkliche Rettungsarche befindet sich im Bau. Freilich pflegen Gottes Bauleute genau wie damals, als Noah zu bauen begann, in den Augen ihrer Zeitgenossen, im Urteil des Zeitgeistes, auch heute Fremdlinge und Toren zu sein. Wie heute biblischer Archonbau aussehen kann, ahnt man aus jenem Brief, den die Post am letzten Donnerstag ins Haus brachte. Er ist geschrieben vom Leiter eines Werkes der christlichen Nächstenliebe und ist als Adventsgruss an die Freunde und Mitarbeiter des Hauses gedacht. Er lautet:

«Friede sei mit euch! Wenn ich euch zu Anfang des neuen Kirchenjahres diesen Gruss schicke, den Jesus durch seine Boten in die Häuser Galiläas tragen liess, so geht es nicht darum, euch einzuschläfern; vielmehr sollt ihr wissen: Auch heute noch ist euch die Möglichkeit gegeben, in Gottes Arche gerettet und bewahrt zu sein, umfriedet von seiner Macht und Barmherzigkeit. Auch heute noch! Ist es nicht das Kennzeichen unserer Zeit, dass der Boden immer schmaler wird, auf dem uns die Flut geistiger, seelischer und biologischer Not zusammendrängt? Friede sei mit euch! Das heisst: Ihr müsst nicht in der Angst leben. Ihr dürft auf ein Rettungswunder hoffen» (Gottlob Spörri).

Wer glaubt und liebt, darf hoffen. Die Hoffnung auf ein Rettungswunder ist deswegen kein Wahn, weil es in der

Sintflutgeschichte von Gott heisst: «Es bekümmerte ihn in seinem Herzen.» Amen.

Herr, Vater!

Du Heiliger, liessst uns einen Blick tun
in dein unbegreifliches Walten,
einen Blick in dein Herz.

Du kümmerst dich um uns, weil du die Liebe bist,
auch wenn du züchtigst.

Du Gott Noahs, bleibst der du bist,
heute und auch in Zukunft.

Wir danken dir dafür, dass wir nicht Angst haben müssen
vor dem, was kommt und was du allein weisst.

Auch im Gericht schafft deine Hand.

Lehre uns recht an die Zukunft denken.

Wecke in diesem verängstigten Geschlecht
ein getrostes Verlangen nach deinem Heil.

Du hast es in deinem Sohn vollbracht.

Lehr uns die Zeichen der Zeit richtig sehen.

Ja, Vater, hilf uns, Archen des Glaubens,
Archen der Liebe, Archen der Hoffnung bauen.

Insbesondere erbarm dich der weissen Brüder,
die jetzt im fernen Kongo wegen der Sünden unserer Rasse
büssen müssen und Verfolgung leiden.

Erbarm dich auch der schwarzen Brüder.

Nimm ihnen die Bitterkeit der Erinnerung weg.

Wehre allem, was zum Atomkrieg treibt.

Erhalte die Deinen im Beharren bis ans Ende.

Du wirst bis zuletzt nicht aufhören,

Wunder der Bewahrung und der Rettung zu tun.

Der du dein Reich baust,

du wirst es durch alle Trübsale hindurch vollenden.

Erlaube auch uns, auf dich zu hoffen,

in deinem Dienst zu stehen und zu wirken,

solang es Tag ist.

Um der Barmherzigkeit Christi willen lass uns Gnade finden, wie Noah vor dir Gnade fand. Amen.

Der Bund

Herr, Vater!

Du hast deine Kirche Advent
und Weihnachten feiern lassen.

Du hast uns gesegnet durch dein Wort.

Du hast die Hungernden gestärkt an deinem Tisch.

Und du hast unsere ersten Schritte ins neue Jahr geleitet.

Und jetzt stehen wir vor dir, weil du das gute Werk, das du
in uns angefangen hast, fortführen und vollenden willst.

Schenk uns fürs Vergangene Glauben an deine Vergebung,

fürs Zukünftige Hoffnung auf deinen Beistand

und für jeden neuen Tag dieses Jahres genug Liebe.

Stärk jetzt vor allem diejenigen unter uns,

die erschöpft, leer und traurig sind.

Du gibst den Müden Kraft,

und Stärke genug den Unvermögenden.

So erhalte uns im Ausharren bis ans Ende.

Lass uns festhalten am vorgesteckten Ziel.

Ja, halte du uns fest in deiner treuen Hand,

bis wir dich einst für immer loben werden

in deiner Herrlichkeit. Amen.

^{8,15} Da redete Gott mit Noah und sprach: ¹⁶ Geh aus der Ar-

che, du und deine Frau, deine Söhne und die Frauen dei-

ner Söhne mit dir. ¹⁷ Alles Getier, das bei dir ist, von allem

Fleisch, an Vögeln, an Vieh und allem Gewürm, das auf

Erden kriecht, das gehe heraus mit dir, dass sie sich regen

auf Erden und fruchtbar seien und sich mehren auf Erden.

¹⁸ So ging Noah heraus mit seinen Söhnen und mit seiner

Frau und den Frauen seiner Söhne, ¹⁹ dazu alle wilden

Tiere, alles Vieh, alle Vögel und alles Gewürm, das auf Er-

den kriecht; das ging aus der Arche, ein jedes mit seines-

gleichen.

²⁰ Noah aber baute dem HERRN einen Altar und nahm

von allem reinen Vieh und von allen reinen Vögeln und

opferte Brandopfer auf dem Altar. ²¹ Und der HERR roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. ²² Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

^{9,1} Und Gott segnete Noah und seine Söhne und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde. ² Furcht und Schrecken vor euch sei über allen Tieren auf Erden und über allen Vögeln unter dem Himmel, über allem, was auf dem Erdboden wimmelt, und über allen Fischen im Meer; in eure Hände seien sie gegeben. ³ Alles, was sich regt und lebt, das sei eure Speise; wie das grüne Kraut habe ich's euch alles gegeben. ⁴ Allein esst das Fleisch nicht mit seinem Blut, in dem sein Leben ist! ⁵ Auch will ich euer eigen Blut, das ist das Leben eines jeden unter euch, rächen und will es von allen Tieren fordern und will des Menschen Leben fordern von einem jeden Menschen. ⁶ Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch durch Menschen vergossen werden; denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht. ⁷ Seid fruchtbar und mehret euch und reget euch auf Erden, dass euer viel darauf werden.

⁸ Und Gott sagte zu Noah und seinen Söhnen mit ihm: ⁹ Siehe, ich richte mit euch einen Bund auf und mit euren Nachkommen ¹⁰ und mit allem lebendigen Getier bei euch, an Vögeln, an Vieh und an allen Tieren des Feldes bei euch, von allem, was aus der Arche gegangen ist, was für Tiere es sind auf Erden. ¹¹ Und ich richte meinen Bund so mit euch auf, dass hinfort nicht mehr alles Fleisch verderbt werden soll durch die Wasser der Sintflut und hinfort keine Sintflut mehr kommen soll, die die Erde verderbe.

¹² Und Gott sprach: Das ist das Zeichen des Bundes, den ich geschlossen habe zwischen mir und euch und allem lebendigen Getier bei euch auf ewig: ¹³ Meinen Bogen habe

ich in die Wolken gesetzt; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde. ¹⁴ Und wenn es kommt, dass ich Wetterwolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. ¹⁵ Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch und allem lebendigen Getier unter allem Fleisch, dass hinfort keine Sintflut mehr komme, die alles Fleisch verderbe. ¹⁶ Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, dass ich ihn ansehe und gedenke an den ewigen Bund zwischen Gott und allem lebendigen Getier unter allem Fleisch, das auf Erden ist. ¹⁷ Und Gott sagte zu Noah: Das sei das Zeichen des Bundes, den ich aufgerichtet habe zwischen mir und allem Fleisch auf Erden.

¹⁸ Die Söhne Noahs, die aus der Arche gingen, sind diese: Sem, Ham und Jafet. Ham aber ist der Vater Kanaans. ¹⁹ Das sind die drei Söhne Noahs; von ihnen kommen her alle Menschen auf Erden.

²⁰ Noah aber, der Ackermann, pflanzte als Erster einen Weinberg. ²¹ Und da er von dem Wein trank, ward er trunken und lag im Zelt aufgedeckt. ²² Als nun Ham, Kanaans Vater, seines Vaters Blösse sah, sagte er's seinen beiden Brüdern draussen. ²³ Da nahmen Sem und Jafet ein Kleid und legten es auf ihrer beider Schultern und gingen rückwärts hinzu und deckten ihres Vaters Blösse zu; und ihr Angesicht war abgewandt, damit sie ihres Vaters Blösse nicht sähen.

²⁴ Als nun Noah erwachte von seinem Rausch und erfuhr, was ihm sein jüngster Sohn angetan hatte, ²⁵ sprach er: Verflucht sei Kanaan und sei seinen Brüdern ein Knecht aller Knechte! ²⁶ Und sprach weiter: Gelobt sei der HERR, der Gott Sems, und Kanaan sei sein Knecht! ²⁷ Gott breite Jafet aus und lasse ihn wohnen in den Zelten Sems und Kanaan sei sein Knecht!

²⁸ Noah aber lebte nach der Sintflut dreihundertundfünfzig Jahre, ²⁹ dass sein ganzes Alter ward neunhundertundfünfzig Jahre, und starb.

^{10,1} Dies ist das Geschlecht der Kinder Noahs: Sem, Ham, Japheth. Und sie zeugten Kinder nach der Sintflut. ² Die Kinder Japheths sind diese: Gomer, Magog, Madai, Javan, Thubal, Mesech und Thiras. ³ Aber die Kinder von Gomer sind diese: Askenas, Riphath und Thorgama. ⁴ Die Kinder von Javan sind diese: Elisa, Tharsis, die Chittiter und die Dodaniter. ⁵ Von diesen sind ausgebreitet die Inseln der Heiden in ihren Ländern, jegliche nach ihren Sprachen, Geschlechtern und Leuten. ⁶ Die Kinder von Ham sind diese: Chus, Mizraim, Put und Kanaan. ⁷ Aber die Kinder von Chus sind diese: Seba, Hevila, Sabtha, Ragma und Sabthecha. Aber die Kinder von Ragma sind diese: Saba und Dedan. ⁸ Chus aber zeugte den Nimrod. Der fing an ein gewaltiger Herr zu sein auf Erden, ⁹ und war ein gewaltiger Jäger vor dem HERRN. Daher spricht man: Das ist ein gewaltiger Jäger vor dem HERRN wie Nimrod. ¹⁰ Und der Anfang seines Reiches war Babel, Erech, Akkad und Chalne im Lande Sinear. ¹¹ Von dem Land ist er gekommen nach Assur und baute Ninive und Rehoboth-Ir und Kalah, ¹² dazu Resen zwischen Ninive und Kalah. Dies ist die grosse Stadt. ¹³ Mizraim zeugte die Luditer, die Anamiter, die Lehaber, die Naphthuhiter, ¹⁴ die Pathrusiter und die Kasluhiter (von dannen sind gekommen die Philister) und die Kaphthoriter. ¹⁵ Kanaan aber zeugte Sidon, seinen ersten Sohn, und Heth, ¹⁶ den Jebusiter, den Amoriter, den Girgasiter, ¹⁷ den Heviter, den Arkiter, den Siniten, ¹⁸ den Arvaditer, den Zemariter und den Hamathiter. Daher sind ausgebreitet die Geschlechter der Kanaaniter. ¹⁹ Und ihre Grenzen waren von Sidon an durch Gerar bis gen Gaza, bis man kommt gen Sodom, Gomorra, Adama, Zeboim und bis gen Lasa. ²⁰ Das sind die Kinder Hams in ihren Geschlechtern, Sprachen und Leuten. ²¹ Sem aber, Japheths, des Ältern, Bruder, zeugte auch Kinder, der ein Vater ist aller Kinder von Eber. ²² Und dies sind seine Kinder: Elam, Assur, Arphachsad, Lud und Aram. ²³ Die Kinder von Aram sind diese: Uz, Hul, Gether und Mas. ²⁴ Arphachsad aber zeugte Salah, Salah zeugte Eber. ²⁵ Eber zeugte zwei Söhne. Einer hiess Peleg, darum dass zu seiner Zeit die Welt zerteilt ward; des Bruder hiess Joktan. ²⁶ Und

*Joktan zeugte Almodad, Saleph, Hazarmaveth, Jarah,
27 Hadoram, Usal, Dikla, 28 Obal, Abimael, Saba, 29 Ophir,
Hevila und Jobab. Das sind die Kinder von Joktan. 30 Und
ihre Wohnung war von Mesa an, bis man kommt gen Sephar,
an den Berg gegen Morgen. 31 Das sind die Kinder von Sem in
ihren Geschlechtern, Sprachen, Ländern und Leuten. 32 Das sind die
Nachkommen der Kinder Noahs in ihren Geschlechtern und Leuten.
Von denen sind ausgebreitet die Leute auf Erden nach der Sintflut. 1. Mose 8,15
– 10,32*

Liebe Gemeinde!

«Da redete Gott mit Noah und sprach» (8,15). Reden tut jetzt nicht Noah. Gott hat das Wort. Noah ist jetzt nicht weniger als vor und während der Dauer des Gerichts darauf angewiesen, dass Gott redet. Wenn Gott jetzt schwiege, wäre Noah mit den Seinigen grenzenlos verlassen, unvorstellbar allein, jetzt, nach der grossen Flut. Übrigens, unter uns gesagt – wir hatten uns dieses Ende der Sintflut und diesen Neuanfang nachher in mehr als einer Hinsicht anders vorgestellt. Ist das verwunderlich? Ist es beim Bibellesen nicht überhaupt ratsam, sich auf Überraschungen gefasst zu machen? Wenn an einem Ort, dann gilt hier: «Erstens kommt es anders, und zweitens, als man denkt.» Sogar Noah selber scheint sich's vorher anders vorgestellt zu haben, als wie es dann tatsächlich herauskam. Es ist nicht gut anders möglich, als dass er sich während seines Aufenthalts in der Arche über den Tag der Befreiung Gedanken machte, sich darnach gesehnt hat. Und jetzt *ist* es so weit. Noah hat wieder festen Boden unter den Füßen. «Die Erde hat ihn wieder.» Aber ist dieser Boden unter seinen Füßen nun wirklich so fest? Es ist offensichtlich, dass jetzt beim Betreten dieser Erde etwas wie ein Zögern über Noah kommt. Die Arche war immerhin Zufluchtsort. Wie wird es aber draussen auf der Erde um die Geborgenheit stehen? Gott muss jetzt dem Zögernden

offensichtlich etwas nachhelfen, muss befehlen: «Gehe aus dem Kasten»! (8,16). Geh jetzt!

Dass wir Orte der Geborgenheit ungern verlassen, ist doch auch uns nicht fremd – etwa das Vaterhaus, oder der gewohnte Arbeitsplatz, oder die Altstadtwohnung, in der man einige Jahrzehnte lang aus und ein ging. Ja, es ist denkbar, dass es welche unter uns gibt, die jeweilen sogar aus der Predigt mit gemischten Gefühlen weggehen. Die Kirche ist nicht umsonst schon mit der Arche verglichen worden. Man kommt hier zusammen und darf seine Probleme, die privaten und die öffentlichen, unter den Schutz und ins Licht des Wortes Gottes stellen. Man darf hier mit Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung bei Gott sein. Miteinander darf man das, in Gottes Gegenwart. Und dann, nach einer Stunde, sollen wir wieder auseinander- und weggehen, aus der Arche weg in die Mansarde, oder ins komfortable Heim, wo man vielleicht unter den Eigenen fremd und unverstanden bleibt. Von der Arche sollen wir hinausgehen in eine Welt, in der man auf gar mannigfache Weise überfahren werden kann. Unter solchen Umständen möchte man am liebsten drin bleiben. Aber Gott befiehlt: «Gehe aus dem Kasten.» Archen und Kirchen sind dazu da, zur rechten Zeit aufgesucht, aber dann auch wieder verlassen zu werden. «Gehet hin in alle Welt.» «Da redete Gott mit Noah und sprach: Gehe aus dem Kasten, du und dein Weib, deine Söhne und deiner Söhne Weiber mit dir» (8,16).

Auffällige Umständlichkeit, in der dieses Verlassen der Arche beschrieben wird. Noah geht hinaus mit seiner Frau, mit seinen Söhnen, mit den Frauen seiner Söhne, mit allem Getier, mit den Vögeln und den Würmern. Das mutet einen an wie ein Aufzug, wie eine gottesdienstliche Handlung, wie eine seltsame, mehr als seltsame Prozession. So hegt überm ganzen Verhalten dieses Mannes wie von Anfang an auch jetzt eine gewisse Grösse der Sachlichkeit, wie sie Menschen kennzeichnet, die losgeworden sind vom Eigenen, frei von

sich selbst, hingegeben an den Dienst. Man vergleiche Noahs Verhalten nach seiner wunderbaren Rettung etwa mit der Reaktion jenes Gewerbetreibenden vom Land, der selbstergriffen erzählt, wie er kurz vor Jahresschluss haar-scharf am Tode vorbei kam. Zwischen Weihnachten und Neujahr bekommt er auf einer Geschäftsfahrt ins Nachbardorf in seinem Wagen am Steuer eine Absenz, fährt auf un-übersichtlicher verkehrsreicher Strasse einige zwanzig Meter auf der linken Strassenseite der steilen Böschung entlang, und wie er wieder zu sich kommt, kann er das Steuer im letzten Augenblick herumreissen, weiss nicht wie ihm geschehen ist, dass er gerettet wurde. Er ist vom sichtbaren Eingreifen Gottes in sein Leben so beeindruckt, dass er in den darauf folgenden Tagen und Wochen zu vielen Menschen, denen er begegnet, und auch am Telefon, von seiner wunderbaren Rettung spricht – begreiflicherweise. Aber man vergleiche damit das sachliche, beinahe amtlich anmutende Verhalten des Mannes Noah nach seiner Rettung.

Gott hatte seinem Knecht vor der Flut befohlen, von gewissen Tieren mehr als nur das eine minimale Pärchen, das zur Fortpflanzung nötig gewesen wäre, mit in die Arche zu nehmen. Das erste, was nun Noah nach dem Verlassen der Arche unternimmt, ist, dass er Steine zu einem Altar zusammenträgt und diese überzähligen Tiere opfert. Wie es Gott verordnet hat. Und diese Darbringung der Opfertiere erfolgt nun wie alles Bisherige in wortloser Sachlichkeit. «Und der Herr roch den lieblichen Geruch» (8,20-21). Calvin bemerkt hier: «Verbranntes Fleisch und Eingeweide riechen übel. Was aber hier für Gott lieblich ist und ihm wohlgefällt, ist Noahs Gehorsam.»

Und dann folgen weitere Überraschungen. Man erwartet nun doch ganz allgemein, dass die Menschen nach der Sintflut, durchs Gericht gereinigt, wieder sein werden wie die ersten Menschen, wie Adam vor dem Fall, im Paradies. Dass die Erde nach der Flut sozusagen frisch gewaschen sein wird.

«Herrlich wie am ersten Tag.» Aber erstens kommt es auch da anders, und zweitens als man denkt. Es fällt jetzt ein Wort Gottes, das man nach der Flut nicht mehr erwartet hätte. «Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend an» (8,21). Man ist hier regelrecht enttäuscht. Ist das jetzt alles? Aber «Gott redete mit Noah». Gott schweigt wenigstens nicht. Und, man beachte, was es ist, das Gott jetzt mit Noah redet: «Siehe, ich richte mit euch einen Bund auf und mit eurem Samen nach euch» (9,9).

Da wird es hell. Gott stellt zwar fest, dass der Mensch ein Sünder geblieben, in diesem Stück nicht anders geworden ist. Aber das ist nicht alles. Er beeilt sich, hinzu zu fügen: «Siehe, ich richte mit euch einen Bund auf.» Das heisst nichts Geringeres, als dass Gott entschlossen ist, am Ebenbild im Menschen, wozu er ihn erschaffen hat, weiterhin festzuhalten. Darum erklärt er diesen Menschen, obwohl dieser böse ist von Jugend an, für bündnisfähig. «Siehe, ich richte mit euch» – obwohl ich weiss, wer ihr seid – «einen Bund auf.» Das Ebenbild im Menschen soll nicht verloren sein. Gott will es so haben. Gott will mit diesem Ebenbild einen Bund schliessen. Das ist hier das wahrhaft Aufsehen erregende. Darum: «Siehe!»

Dabei ist «Bund» nicht zu verwechseln mit dem, was wir unter einem Vertrag verstehen. Ein Vertrag wird geschlossen zwischen zwei Partnern, die einander in ihren Pflichten und Rechten ebenbürtig sind. Jeder der beiden verpflichtet sich. Jeder stellt seine Bedingungen. Der «Bund» aber, den Gott mit den Menschen nach der Flut schliesst, ist einseitig Gottes Geschenk, Gottes Gnadenangebot. Das ist der Gott, an den wir glauben. Er will unser Bundesgott sein. Erklärt uns zu seinen Bundesgenossen – uns! Er wird diesen seinen Bund, mit Noah geschlossen, mit Abraham erneuern, später mit Mose und mit David bestätigen, und schliesslich wird Christus der Herr des Neuen Bundes, des Neuen Testaments sein.

Der Inhalt dieses Bundes ist nun so, dass dadurch unsere Zuversicht Stärkung erfährt. Wir haben das nötig. Gerade im Blick auf die Zukunft des Planeten, den wir bewohnen, ist unsere Zuversicht bekanntlich etwas angeschlagen, bei uns allen. Wir haben das letzte Mal gehört, dass man durchaus mit der Möglichkeit rechnen muss, dass neue Sintflutgerichte kommen können, Sintfluten des Feuers, Sintfluten atomarer Kriegführung, oder wie immer die Verderbenschmächte der Zukunft aussehen mögen.

Und jetzt vernehmen wir hier aus dem Wortlaut des Bundes, den Gott uns schenkt, als Erstes etwas überaus Erregendes und Beglückendes: «Ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe» (8,21). «Und ich richte meinen Bund also mit euch auf, dass hinfort nicht mehr alles Fleisch verderbt soll werden mit dem Wasser der Sintflut. Und soll hinfort keine Sintflut mehr kommen, die die Erde verderbe» (9,11).

Die Sintflut, wie sie zu Noahs Zeit hereinbrach, die Vernichtung aller Kreatur bis auf einige wenige Exemplare, soll einmalig sein. Es werde kein Gericht in diesem Ausmass mehr kommen. Im letzten Buch der Heiligen Schrift sind noch Gerichte im Ausmass bis zur Vernichtung eines Drittels der Menschheit in Aussicht gestellt. Aber im Umfang einer fast totalen Vernichtung wie zur Zeit der Sintflut soll es kein Gericht mehr geben. So lautet Gottes Zusicherung bei Anlass seines Bundes nach jener ersten grossen Flut. Wir gestehen, dass uns dieses Versprechen Gottes mit mehr Zuversicht erfüllt als die Beteuerungen der Atomstrategen, die Menschheit werde nie so dumm sein, einen Atomkrieg auszulösen. Die Menschheit – nie so dumm sein! Das Dichten des menschlichen Herzens, das böse ist von Jugend an, wie sollte es, trotz aller Berufung auf die Vernunft, nicht imstande sein zur grössten Dummheit aller Zeiten, zur Auslösung eines Atomkriegs! Sind doch nach Aussage Professor Kretschmers «Psychopathen Mitbürger, die wir in Friedenszeiten

begutachten, während sie uns in Kriegszeiten beherrschen». Wir gründen darum unsere Zuversicht für die Zukunft des Menschengeschlechtes lieber auf Gottes Zusage als auf die Gescheitheit der Menschen. Es werden noch Gerichte kommen, zuletzt das Jüngste Gericht, vorher noch grosse Trübsale, Geburtswehen des Reiches, aber keine Gerichte mehr im Ausmass der biblischen Sintflut. Diese Zusage gibt uns den Anlass und Mut, seit jenem verhängnisvollen Entscheid unseres Volkes, falls es ihm möglich sei, Atomwaffen anzuschaffen, ohne Unterlass zu beten: «Wehre allem, was zu einem Atomkrieg treibt.» So dürfen wir Gott beim Wort nehmen. Ihn daran erinnern, dass er gesagt hat: «und soll hinfort keine Sintflut mehr kommen, die die Erde verderbe».

In der gleichen Richtung geht die zweite Zusage, die unser Bundsgott uns schenkt: «Solange die Erde steht» – sie wird einmal nicht mehr stehen, aber, solange sie steht – «soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht» (8,22). Gott schenkt damit in seine Schöpfung hinein jenen gewissen Rhythmus der Naturvorgänge, der unserem Menschenwesen zuträglich, uns eine Wohltat sein soll. Und nun haben wir bekanntlich in dieser hoch technisierten Welt längst nicht mehr nur die Möglichkeit der Wettervorhersage, wir sind bereits bis zu einem gewissen Grad in der Lage, gut und schlecht Wetter zu machen. Was «Frost und Hitze» anbetrifft, bestehen sie zwar noch, aber für gewisse Gebiete des menschlichen Daseins ist anstelle des Klimas bereits die Klimaanlage getreten. So hat es uns der Schöpfer geboten und erlaubt, die Unbilden der Witterung zu überwinden und zu beherrschen.

Aber nicht jede technische Errungenschaft ist an sich und unbesehen gut und begrüssenswert. «Tag und Nacht» – was Teuflisches haben wir nur aus diesem Gottesgeschenk gemacht! «Tag und Nacht» – o unsere armen Nerven und o die armen Nerven unserer Kinder und Enkel! Wir fragen uns hier allen Ernstes: Ist es gut, unser technisches Vermögen so

einzusetzen, dass die Nacht zum Tage wird, der Tag zur Nacht? So ist es ein Fortschritt, dass wir längst nicht mehr so eilig sind, unbesehen jeden Triumph der Technik über die Natur zu bejubeln. Wir haben zu oft erfahren, dass bei solchen Errungenschaften hinterher ein Pferdefuss zum Vorschein kommt, den wir nicht zum vornherein bemerkt hatten. Wir dürfen und wollen die Herrschaft über die Schöpfung Gottes, die uns ausdrücklich von Gott zugebilligt und verordnet ist, keineswegs in hinterhältiger Weise verteufeln. Aber Wachsamkeit ist hier am Platz. Gottes Zusage, soll sie Wohltat bleiben und nicht zur Plage werden, verpflichtet uns zur Sorgfalt und Behutsamkeit. «Verdirb es nicht, es ist ein Segen drin.» Wetter, auch Unwetter, ist als Gottesgeschenk immer noch besser als gar kein Wetter. Jahreszeit, auch widrige und unangenehme Jahreszeit, ist als Gottesgeschenk immer noch besser als keine Jahreszeit mehr. Klima, auch raues, ist und bleibt mehr als Klimaanlage. «Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.»

Und dann die dritte Bundesbestimmung, das dritte Angebot und Geschenk Gottes. Es betrifft das Menschenleben: Der Mensch soll, zu seinem Unterhalt, das Tierleben töten dürfen. Mit einer Einschränkung nur: Blutiges, noch lebendes Fleisch soll der Mensch nicht essen. «Allein esset das Fleisch nicht, das noch lebt in seinem Blut» (9,4). Unter anderem eine Abwehrmassnahme gegen die Tierheit, die jederzeit im Menschen lauert. Aber abgesehen von dieser Einschränkung soll der Mensch das Tier zu Nahrungszwecken töten dürfen. Umgekehrt aber darf das Tier den Menschen nicht töten. Es ist ihm in den Bundesbestimmungen von Gott ausdrücklich untersagt. Daher jene Bestimmung im mosaischen Gesetz, dass der Ochse, der seinen Herrn tötet, gesteinigt werden soll (2. Mose 21,28ff).

Vor allem aber soll der Mensch den Mitmenschen nicht töten. Wichtig ist die Begründung dieses Verbots: «Denn Gott

hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht» (9,6). Im Menschen ist Gottes Ebenbild. Wer einen Menschen antastet, vergreift sich an Gottes Ebenbild. Und wenn dieser Mensch «man selber» ist – wer sein eigenes Leben wegwirft, wirft Gottes Ebenbild weg. In diesem wörtlichen und eigentlichen Sinn ist das Menschenleben vor Gott heilig. Gott selber stellt sich hier mit seinem ganzen Einsatz als Schutz vor das stets bedrohte Menschenleben hin – Gottes unerhörte Tat. So wörtlich und so eigentlich «trägt er unsere Schmerzen und ladet auf sich unsere Krankheit». Ja er stellt sich nicht nur mit seiner Person schützend vor uns, Gott stellt sich schliesslich geradezu an unsere Stelle. Wir kommen von Weihnachten her – Menschwerdung Gottes!

Zuletzt noch etwas, wir mögen es schön nennen, und ein Zweites, wir mögen es als hässlich empfinden. Nehmen wir das Hässliche vorweg. Einen Noah nach allem, was wir jetzt gesehen und gehört haben, schliesslich in der Erniedrigung und Würdelosigkeit eines sinnlos Alkoholisierten zu sehen, ist überaus peinlich. Es ist zu vermuten, dass schon mancher Jugenderzieher und schon etliche Sonntagsschullehrerinnen gewünscht haben, diese Geschichte stände nicht da. Aber nun steht sie halt da. Und Gott weiss, warum sie offenbar dastehen muss. Wir Menschen haben nämlich, bis in unsere Tage hinein, einen geradezu notorischen Drang zur Menschenvergötterung und zur Heiligenverehrung. Auf diesem Gebiet aber ist Gottes Wort besonders wachsam. Wo ein Heiligenschein wachsen will, fährt Gottes Wort drein. Dem ist so bei Abraham, bei Jakob, bei David und bei Petrus – und eben nun auch bei Noah. Ihnen allen wird der drohende Heiligenschein mit einer Unerbittlichkeit, die uns mitunter wie Pietätlosigkeit vorkommen will, heruntergerissen. Auch der «Heiligste» lebt von der Gnade, von der Gnade allein. Es gibt keinen, der Menschenantlitz trägt, der nicht von der Vergebung der Sünden lebte. Auch Noah, dem das Scheussliche passieren muss, dass er, sinnlos betrunken, sich

unwürdig benimmt und seinen eigenen Nächsten zum Ärgernis wird, auch Noah lebt von der Vergebung. Und die Vergebung wird ihm nicht vorenthalten. Gott verwendet ihn, ähnlich wie später einen Paulus und einen Petrus nach ihrem Fall, Gott braucht ihn weiterhin zum Dienst im prophetischen Reden und Tun. Das ist der Sinn dieser in der Tat hochpeinlichen Alkoholgeschichte. Sie will uns in der Kirche für alle Zeiten jeden Anfang und jeden Rest von Selbstgerechtigkeit unter den Füßen wegziehen. Gleichzeitig sind wir eingeladen, die angebotene Vergebung anzunehmen, uns an der Gnade Gottes genügen zu lassen.

Und schliesslich fügt Gott seinem Bundeswort ein Bundeszeichen hinzu. Ist doch Gottes Bundeswort, wie wir gesehen haben, von einer solchen Herrlichkeit, dass man es fast nicht zu fassen vermag. Dieser unserer Neigung zum Kleinglauben trägt Gott schliesslich noch damit Rechnung, dass er es für ratsam und nützlich ansieht, ein Zeichen hinzuzufügen. Er wählt als Bundeszeichen das Naturphänomen des Regenbogens, der durch die Brechung des Sonnenlichts in den Wassertropfen sich zu bilden pflegt. Der Regenbogen soll, solange es Regenbögen gibt, Gottes Bundeswort an Noah zeichenhaft bekräftigen. Wenn die Gläubigen in Zukunft den Regenbogen in den Wolken sehen, dann sollen und dürfen sie an den Bund denken, den Gott mit Noah schloss. Ja es steht die kühne, fast überkühne Aussage da, der Regenbogen solle ihn – ihn, Gott! – an den Bund erinnern, sollte es je dazu kommen, dass er – Gott! – ihn vergessen würde. So heilig entschlossen ist Gott, so unwiderruflich ist sein Wille, nicht der Vernichter, wohl aber der Richter und Retter der Welt zu sein: «Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, dass ich (Gott!) ihn ansehe und gedenke an den ewigen Bund» (9,10). Amen.

Herr, Vater!

Wir danken dir für deine Treue,
die du uns heute in deinem Wort bezeugt hast.

Du hast von Anfang an an deiner Erde festgehalten.
Und hast dich um deine Menschen gekümmert.
Du hast nicht aufgehört,
langmütig zu sein und von grosser Güte.
Und du hast uns gezüchtigt, weil du uns liebst.
Deine Gerichte sind gerecht.
Und auch wenn du uns schlägst, bist du der Vater.
Ja, in deinem Sohn hast du die Strafe getragen
und den Schmerz gelitten, Herr, du treuer Gott.
Und jetzt bitten wir dich insbesondere für diejenigen,
die über all den Rätseln deiner Wege und Verborgenenheiten
deiner Zulassungen in Anfechtung sind.
Bezeuge uns, Heiliger Geist, dass weder Gegenwärtiges
noch Zukünftiges uns scheiden kann von Christi Liebe.
Erbarm dich der Völker und Nationen,
die dich noch nicht oder nicht mehr kennen.
Wehre allem, was zum Atomkrieg treibt.
Erhalte die Deinen im Beharren bis ans Ende.
Lass bald den Tag anbrechen,
da du erscheinen wirst in deiner Herrlichkeit.
Deine Kirche auf Erden bestärke im Warten
auf den neuen Himmel und die neue Erde,
in denen Gerechtigkeit wohnt. Amen.

Städte und Türme

Herr, Vater!

Du hast uns heute zu dir gerufen.

Willst unser Beten hören, unser Singen beachten.

Auch willst du jetzt zu uns reden.

Wir haben keinerlei Anspruch darauf.

Im Vertrauen allein auf deine Güte bitten wir dich jetzt

um Orientierung, Zurechtweisung und Kraft.

Stärke allen Anwesenden den Glauben

zum Reden, zum Hören und zum Gehorchen,

um der Barmherzigkeit Christi willen.

Segne diesen Gottesdienst mit deiner Gegenwart.

Segne diesen Sonntag auch an den Verzagten,

die sich nicht mehr in eine Kirche getrauen.

Die Widerspenstigen lass nicht im Trotz verharren.

Lass dein Wort auch bis zu denen gelangen,

die dich überhaupt noch nicht kennen,

damit noch viele darüber froh werden, dass du das Werk

deiner Hände, deine Menschen liebst

und dir die Ehre geben.

Herr, du treuer Gott, dir sei Dank und Anbetung

an allen Orten und in Ewigkeit. Amen.

¹ Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache. ² Als sie nun nach Osten zogen, fanden sie eine Ebene im Lande Sinar und wohnten daselbst. ³ Und sie sprachen untereinander: Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen! – und nahmen Ziegel als Stein und Erdharz als Mörtel ⁴ und sprachen: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder.

⁵ Da fuhr der HERR hernieder, dass er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten. ⁶ Und der HERR sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei

Sprache unter ihnen allen und dies ist der Anfang ihres Tuns; nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun. ⁷ Wohlauf, lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des andern Sprache verstehe!

⁸ So zerstreute sie der HERR von dort in alle Länder, dass sie aufhören mussten, die Stadt zu bauen. ⁹ Daher heisst ihr Name Babel, weil der HERR daselbst verwirrt hat aller Länder Sprache und sie von dort zerstreut hat in alle Länder. 1. Mose 11,1-9

Liebe Gemeinde!

«Da fuhr der Herr hernieder, dass er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten.» Hoher Besuch trifft da nun auf dem babylonischen Bauplatz ein. Der oberste Bauinspektor. Der Herr über alle Bauherren. Unangemeldet und überraschend erscheint er. Es handelt sich ohne Zweifel um den gleichen Herrn, von dem einst der weise König Salomo (der bekanntlich vom Baugewerbe auch einiges verstand) sagte: «Wo der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst. Es ist umsonst, dass ihr früh aufsteht und am Abend lange aufbleibt und esset euer Brot mit Sorgen; denn seinen Freunden gibt er's schlafend.»

Nimmt Gott tatsächlich Notiz von unseren menschlichen Bauvorhaben? Zeigt er Interesse daran, will dabei sein, sich am Ende gar an unseren Bauunternehmungen beteiligen? Was könnte uns lieber, willkommener sein als das! Überhaupt, wenn es in der Heiligen Schrift wie hier jeweilen heisst, Gott sei auf die Erde, zu den Menschen herabgekommen, dann ist Grund zum Aufhorchen. «Der Herr fuhr hernieder...» – wenn Gott kommt, dann kommt nicht irgendeiner. – Dann kommt die Liebe. «Gott ist Liebe.» Ein freudiges Ereignis. Es gibt keins, das vielversprechender wäre. Es ist somit Frohbotschaft, wenn wir hier lesen: «Da fuhr der

Herr hernieder, dass er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten.»

Gott freut sich an den Unternehmungen seiner Menschenkinder. Es ist doch gar nicht so, dass ihm unser Arbeitsgeist, Fleiss und Eifer missfällt. Man soll nicht alles menschliche Tun im Namen Gottes madig machen. Er hat uns Menschen schon den Paradiesesgarten unter der Bedingung zur Verfügung gestellt, dass wir ihn bebauten. Und schon den ersten Menschen hat er ausdrücklich nicht nur erlaubt, sondern geboten: «Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan.» Und dem Noah hat er dasselbe noch einmal extra für die Zeit nach dem Flutgericht wiederholt und bestätigt. Und Noahs Geschlecht war fruchtbar, hat sich vermehrt und hat die Erde gefüllt. Aus der Familie sind Stämme, Sippen, Völker geworden. Eine bunte Vielheit und reiche Mannigfaltigkeit von Gruppen und Völkerschaften begann die verschiedenen Räume und Gegenden munter zu bevölkern. Und so soll es ja sein. So ist es Gottes Wille. Darauf will Gott ausdrücklich seinen Segen legen. Und so hat Gott bestimmt auch an jener neuen Erfindung Freude, die sie dort im babylonischen Tiefland machten, wo die Steine zum Bauen fehlten, und wo sie dann anfangen, Lehm in Formen zu giessen und nicht nur an der Sonne zu trocknen, sondern mit Hilfe des Feuers zu härten, was zusammen mit Asphalt ein wunderbar solides Baumaterial ergab.

Sollte Gott nicht auch heute an solch menschlichem Erfindungsgeist seine Freude haben? Als am letzten Freitagabend zu später Stunde eine todmatte Stimme am Telefon den Wunsch aussprach, es möchte doch, jetzt gleich am Draht, mit ihm gebetet werden, da haben die Engel im Himmel sich bestimmt mitgefremt darüber, dass es jetzt auf der Erde das Telefon gibt. Und als damals und dort «der Herr hernieder fuhr, die Stadt und den Turm zu besehen», da hätte er sich bestimmt am liebsten auch gefremt, so gefremt wie ein Vater,

der seinem Dreijährigen zuschaut, wie dieser mit geschickter Hand die Bauklötzchen aufeinander türmt. Aber, ja, eben 'aber', wir werden noch darauf zurückkommen.

Liebe Gemeinde! Bei den Erbauern jenes Babelturmes ist trotz allem Menschlich-Allzumenschlichen, ja Bedenklichen, das dort mit im Spiele ist, doch nicht alles nur bodenlos verwerflich und schlecht. Einer der verschiedenen Beweggründe, warum sie auf die Idee kommen, solch eine Stadt und solch einen Turm zu bauen, kann sich durchaus sehen lassen. Was sie zu dem ausgefallenen Unternehmen veranlasst, ist zum Teil eine berechtigte und begreifliche Sorge. «Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache», heisst es da zuerst. Ein hohes Gut, das ihnen damit geschenkt ist. Bei aller Verzweigung und Vielfalt ist ihnen die Einheit der Sprache, dieses hohe gemeinsame Verständigungsmittel, geblieben. Und nun sehen sie, woran wird nicht mitgeteilt, diese gute «Einheit in der Vielfalt» ernstlich gefährdet. Und eben das ist mit einer der Gründe, warum sie den Bau in Angriff nehmen. Sie hoffen damit das bedrohte hohe Kulturgut zu retten. Durch ein Gemeinschaftswerk möchten sie dem Auseinanderfallen der Völkerwelt entgegenwirken. Sie sprechen es offen aus, dass diese Sorge eine ihrer Triebfedern ist. «Denn», heisst es, «wir werden sonst zerstreut in alle Länder.» Sie «wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not sich trennen und Gefahr». Wer kann ihnen das verargen? Kann man anders als mit solch idealen Bestrebungen sympathisieren? Ja man möchte bei solchen Aufbau- und Gemeinschaftswerken geradezu dabei sein, die Hemdsärmel zurückkrepeln und in die anfeuernde Parole einstimmen: «Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen – denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder.» Wir möchten, wie es im Liede heisst, «uns fröhlich plagen / und unsere Steine tragen / aufs Baugerüst». Aber – eben – aber; es ist da ein Haar in der Suppe. Darauf müssen wir noch zurückkommen.

Auch sonst sind den Bauunternehmern zu Babel gewisse imponierende Charakterzüge keineswegs abzusprechen. Da ist einmal ihre Unbeirrbarkeit und Beharrlichkeit, die ihnen Gott selber in den Worten bescheinigt: «Sie haben das angefangen zu tun. Sie werden nicht ablassen von allem, was sie sich vorgenommen haben.» Halbbatzigkeit kann man diesen Bauleuten nicht vorwerfen. Diese Einigungstat, dieses Aufbauwerk soll ganze Arbeit sein. Und wenn sie einmal «a» gesagt haben, werden sie auch «b» sagen. Wenn die Gefahr droht «wir werden sonst zerstreut in alle Länder», dann wird der Mann jeweilen zum Opfer bereit, zum Einsatz des Lebens: «Lieber tot als zerstreut in alle Länder.» Die drohende Gefahr schweisst sie dort zu jener imponierenden Einheit zusammen, wie es sonst unter den Nationen vor Ausbruch der Kriege zu geschehen pflegt. So weht um den Bauplatz zu Babel die Atmosphäre der 98- und 99prozentigen Einstimmigkeit. Kein Miesmacher und Meckerer, kein Defaitist, kein Spielverderber kommt jetzt mehr auf. Das Werk muss jetzt gelingen.

Aber. Es ist jetzt an der Zeit, auf das schon wiederholt geäußerte «Aber» zurückzukommen. Sprechen wir es jetzt aus. Es ist ein einziges Wort: Aber – *Gott!* Die Turmbauer zu Babel machen die Rechnung ohne den Wirt. Sie streben eine Einheit an ohne Gott. Sie sind und wollen sein Menschen ohne Gott. Ganz konsequent wagen sie ihre Gottlosigkeit nicht durchzuführen. Wie die Ausgrabungen zeigen, fehlt es im Turm zu Babel nicht an einer Kultstätte. Sie bauen dort nach bekanntem, nach leider sehr bekanntem Muster, gleichsam um den alten Herrn nicht zu erzürnen, in ihre Stadt und in ihren Turm eine Kapelle und ein paar Seitenaltäre ein. Wenn wir es doch wagten, wenigstens kompromisslos ohne Gott zu sein! Aber das Wagnis konsequenter Gottlosigkeit ist so selten wie das Wagnis des Glaubens. Aber ihr Denken, Wollen und Vollbringen ist – trotz des Kapelleneinbaus – ein Vollbringen, Denken und Wollen ohne

Gott. Praktisch heisst das, sie setzen sich jetzt, sozusagen zwangsläufig, an Gottes Stelle. Sie sind gleichsam von selbst ihr eigener Mittelpunkt geworden, um den sich all ihr Tun und Lassen dreht. Anstatt an den ewigen Gott zu glauben, verewigen sie sich selbst. Anstatt den Namen Gottes zu ehren, machen sie sich selbst einen Namen. So hat dort in Babel ihr Planen und Bauen mitsamt der eingebauten Hauskapelle eine Spitze. Eine Spitze gegen Gott. «Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis zum Himmel reicht.» Sie sind den Einflüsterungen des alten Versuchers erlegen: «Ihr werdet sein wie Gott.»

Man hat hier Gelegenheit, zutiefst zu erschrecken über der Entdeckung, was für ein vielschichtiges Wesen wir Menschen sind. Zusammen mit viel gutem Willen, neben hohen Idealen gibt es in unserer Seele andere Schichten, Hunger nach Einfluss, Geltung, Macht und Ehre. Diese Tiefen der menschlichen Seele werden in der alten Geschichte vom «Turmbau zu Babel» abgedeckt und liegen hier nackt vor uns. So ist offenbar der Mensch ohne Gott. Nicht nur wenn wir unsere babylonischen, unsere nationalen und internationalen Türme bauen, nein, auch schon da, wo jeder von uns seine privaten Türmchen plant und bastelt, ja auch da, wo wir Kirchtürme bauen, ist das Erhabene und das Gemeine nah beieinander. Dem Menschen mit und ohne Gott gelingt manches. Eines gelingt ihm nie: Loszukommen vom Eigenen. Da bedarf es des Arztes.

Und das, liebe Gemeinde, weiss Gott. Darum sein Beschluss: «Wohlauf, lasst uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, dass keiner des anderen Sprache verstehe.» Gott sendet einen Geist der Zwietracht unter sie. Sie verstehen einander nicht mehr und werden uneins. Und was sie mit allen Mitteln zu verhindern suchten, eben das geschieht jetzt: «Und also zerstreute sie der Herr von dort in alle Länder, dass sie mussten aufhören die Stadt zu bauen.» Ein Baustopp vom Himmel herunter, ein Baustopp Gottes,

höchst anstössig, tief ärgerlich. Man fragt sich: Warum geht Gott so vor? Ist er eifersüchtig auf die Selbständigkeit der Menschen? Mag er es nicht ertragen, entbehrlich zu sein? Ist er neidisch auf die Menschen? Mag er es uns nicht gönnen, dass wir zu Schlag kommen ohne ihn und selber einiges zu leisten vermögen? Gleicht Gott jenem griesgrämigen Grossvater, der aus dem dritten Stock seinen Enkelkindern zuschaut, wie diese unten im Hinterhof «Gärtlis spielen», und nichts Eiligeres tun konnte, als mit dem Lift herniederfahren und den Kleinen ihr Gärtchen mit seinen Schuhen zu zertreten?

Dummdreistes Missverständnis! Als ob Gott in seinem eigenen Interesse herniedergefahren wäre! Nicht seinetwegen, unsertwegen geschieht es jeweilen, wenn Gott herniederfährt. Es ist Gott bekannt, dass alles, was immer wir Menschen ohne Gott und gegen Gott unternehmen, sich früher oder später zum Nachteil, zum Schaden der Menschen ausreift und auswirkt. Im gottfeindlichen Tun ist ein menschenfeindlicher Bazillus verborgen. In jedem gottfeindlichen Unternehmen ist sozusagen eine menschenfeindliche Zeitbombe versteckt eingebaut, die früher oder später platzt. Und je höher ein menschliches Unternehmen ohne Gott sich auftürmt, umso tiefer ist dann der unvermeidliche Fall, umso grösser die Zahl der Menschenleben, die solch ein Turm beim Einsturz unter sich zu begraben pflegt. So ist es nicht zum Ausdenken, was aus jenem Menschengeschlecht geworden wäre, wenn Gott jenen Turm, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte, ungehindert hätte fertig bauen lassen. Mit seinem Niederfahren und Eingreifen, mit seinem Baustopp nimmt Gott jenes Geschlecht ohne Gott vor sich selbst in Schutz. Wenn Gott herniederfährt, auch wenn es zum Gericht geschehen muss, ist es zu unserem Heil. Gott ist Liebe, Liebe auch und erst recht im Gericht.

Liebe Gemeinde! Damit stellt uns die Geschichte vom Turmbau zu Babel vor eine Tatsache, die den Menschen zu

allen Zeiten, vor allem aber uns Menschen des 20. Jahrhunderts, schwer zu schaffen gibt. Wir sind gewohnt, das Scheitern guter Werke der menschlichen Bosheit in die Schuhe zu schieben. Hier aber wird uns das unbegreiflich Anstössige gesagt, dass ein Geschlecht auch an seinen idealen Zielen und Bestrebungen zuschanden werden kann, wenn es anfängt, das Gute ohne Gott, aus eigener Kraft zu verwirklichen. Man kann an seinen Lastern verderben – aber auch an seinen Tugenden. Man kann zu den Gesunden gehören, die des Arztes nicht bedürfen. Man kann am Arzt, am ewigen Heil, man kann an Christus vorbei leben.

Die Erkenntnis, dass man auch mit seinen bestgemeinten Absichten scheitern kann, hat etwas tief Demütigendes an sich. Es gilt hier sehr darüber zu wachen, dass wir uns durch diese Einsicht nicht entmutigen lassen. Im Städtchen Solothurn steht, satt am Ufer der Aare, der so genannte «krumme Turm». Es heisst, der Erbauer desselben habe, als es sich herausstellte, dass das Werk seiner Hände schief geraten war, sich im Gebälk erhängt. Er ist an seinem Scheitern verzweifelt. Es stand ihm offenbar nicht vor Augen, er hat nicht fassen können, dass Gott Gedanken des Friedens über uns hat. Auch wenn er dem Werk unserer Hände den Erfolg verwehrt. Scheitern soll uns nach Gottes Absicht und Willen nicht zum Unheil, sondern zum Heil gereichen.

Das letzte, und damit entscheidende Wort zum Turmbau zu Babel hat Gott in Jesus Christus gesprochen. Als die Zeit gekommen war, ist Gott herniedergefahren in seinem Sohn. Eben deswegen weil er wusste, dass wir scheitern werden. Und hat den Bau des Turmes und der Stadt selbst an die Hand genommen, um uns gescheiterte Existenzen zu retten. Es ist kaum von ungefähr, dass der Retter der Welt, der Erbauer des Reiches Gottes auf Erden, in der Gestalt eines Bauhandwerkers unter uns lebte. Und er ist bis in die untersten Tiefen zu uns hernieder gekommen. Bis dorthin, wo er am Gebälk des Kreuzes erhängt wird. Da, am Kreuz, hat

Gott den Grundstein zum Bau seines Reiches auf Erden gelegt. Das Kreuz Christi ist jene Völkermitte, die schon der Prophet Jesaja einst schaute, als er von jenem Berg sprach, wohin einst alle Nationen der Erde sich begeben und versammeln werden. Im Zeichen des Kreuzes ist Gott seither dran, sein angefangenes Aufbau- und Gemeinschaftswerk unter den Völkern zu vollenden. Gott baut sein Reich und wir Menschen dürfen dabei sein. Auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes werden alle Völker der Erde gelehrt und getauft werden. Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war, da erfolgte erneut ein unvergleichliches Herniederfahren des Herrn. Da waren in Jerusalem Vertreter aus aller Herren Ländern beisammen: «Parther und Meder und Elamiter, die da wohnen in Mesopotamien, in Judäa, in Kapadozien, Pontus und Asien, in Phrygien und Pamphylien, in Ägypten und der Gegend von Kyrene in Libyen und Ausländer aus Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber.» Und sie «hörten in ihren Zungen die grossen Taten Gottes loben.» Nicht der Menschen, sondern Gottes grosse Taten. Es ist Gott, der sich auf Erden in Jesus Christus einen grossen Namen macht.

Seither fährt Gott auf Erden weiter im Bau seiner Stadt und seines Turmes. Und wir dürfen dabei sein. Und er wird nicht mit Bauen aufhören, bis dass er zuletzt noch einmal herniederfahren wird «mit grosser Kraft und Herrlichkeit, und werden alle Völker vor ihm versammelt werden». Und wenn er dann die Völker scheiden wird zur Rechten und zur Linken, will's Gott, dürfen wir auch dann dabei sein bei jenen Geretteten, denen er dann zurufen wird: «Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.» Amen.

Herr, Vater! Du lässt deine Sonne scheinen
über die Bösen und über die Guten.
Gibst Regen und Schnee über Gerechte und Ungerechte.
Du willst aber auch,

dass alle Menschen Christus kennen lernen,
Christus, das Licht der Welt. Darum hast du dir
aus den Völkern deine Gemeinde herausgeholt,
dass sie deine grossen Taten verkünde
und deinen heiligen Namen respektiere.
Du hast dein Rettungswerk vollbracht.
Du wirst es vollenden.
Erneuere in dieser Zeit deine Kirche.
Rüste sie aus mit Vollmacht aus dem Geist
zum Dienst an deinem Wort.
Lehr uns aus dem Glauben Konsequenzen ziehen,
Entscheidungen treffen, Schritte tun.
So lass uns dabei und beteiligt sein,
wo immer du die Stadt und den Turm baust,
deren Fundament und Baumeister du bist.
Wir gedenken heute vor dir besonders derer, die von
den Bombardierungen in Vietnam heimgesucht werden.
Vergib uns Weissen,
erlöse uns vom Fluch der Sünden unserer Väter.
Wehre allem, was dem Atomkrieg entgegen treibt.
Die Deinen erhalte im Beharren bis ans Ende.
Erbarm dich Israels, dass es einst dabei sei,
in der Vollendung, und wenn du, Herr der Völker,
wiederkommst, zu richten und zu retten,
erbarm dich um Christi willen auch unseres Volkes. Amen.

Nachwort über Kanzel und Katheder

Es handelt sich hier um den Versuch, zusammen mit einer aus städtischer Bevölkerung aller Schichten zusammengesetzten Predigtgemeinde, die viel diskutierten ersten Kapitel der Bibel zu betrachten. Nun kommt es bei allem Betrachten nicht unwesentlich auf den Blick des Betrachtenden an. Das gilt auch und nicht zuletzt für die Betrachtung biblischer Texte. Die Heilige Schrift selber kennt den ehrfürchtigen und weiss um den hochmütigen Blick: «Ich hebe meine Augen auf zu dir, der du im Himmel sitztest. Siehe! Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren sehen, wie die Augen der Magd auf die Hände ihrer Frau, also sehen unsere Augen auf den Herrn, unsern Gott, bis er uns gnädig werde.» So beschreibt der Mann des 123. Psalmes den ehrfürchtigen Blick. Dagegen ist in der Spruchweisheit Salomos die Rede vom «Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen». Das ist jener stolze Blick, der nicht von unten hinauf, sondern gönnerhaft oder gar verächtlich von oben herab schaut. Und nun ist die Zahl der Bewohner des ehemals christlichen Abendlandes heute nicht klein, die sich gleichsam selbstverständlich daran gewöhnt haben, mit dem stolzen Blick des Überlegenen und Besserwissenden von sehr hoch oben herab auf alles herunterzuschauen, was irgendwie mit biblischer Betrachtung zu tun hat. Den Aussagen der Heiligen Schrift gegenüber sieht sich der Durchschnittszeitgenosse in der Position und Rolle eines Lehrers, der dran ist, die Aufsätzlein der Zweitklässler zu korrigieren, mit roter Tinte Fehler anzustreichen und kritische Ausrufe und Fragezeichen an den Rand zu setzen. Dieser naive Überlegenheitsstandpunkt gilt ganz besonders denjenigen Teilen der Bibel gegenüber, die von der Erschaffung der Welt reden. Unser Geschlecht hat Adam und Eva, das Paradies, Noah und seine Arche, so weit hinter und unter

sich, dass diese Namen und Personen weithin zum Sprichwort und Gespött geworden sind. Adam und Eva sind Witzblattfiguren. Wenn von «jenen vorsintflutlichen Begebenheiten» die Rede ist, dann hat im technischen Zeitalter jeder kleine Inhaber eines Motorfahrausweises einige Mühe, sein überlegenes Lächeln zu unterdrücken. Dabei ist anzunehmen, dass von diesen Verächtern der Schöpfungs- und Sintflutgeschichte keine zehn Prozent diese wirklich gelesen haben. In Anbetracht der weiten Verbreitung dieses Widerwillens gegen die Schöpfungsgeschichte mag es nichts schaden, sich einmal ein wenig auf die Ursachen zu besinnen. Auch wenn solche Besinnung zum Bussgang wird. Man fragt sich etwa einmal, ob sich hier zum Teil das Kollektiv-Unbewusste dafür räche, dass einst unsere Vorfahren unter ausdrücklicher Berufung auf diese ersten biblischen Kapitel in ihrer Gesinnung bedrängt, gar verfolgt wurden. Lange genug stand die Erkenntnis, dass die Erde rund sei, unter Verdacht des Unglaubens, was zur Zeit des ungebrochenen Staatskirchentums empfindliche Folgen hatte.

Der Mann, der mit der biblischen Schöpfungsgeschichte wie mit einem Zweitklässleraufsatzlein verfährt, kommt aber nicht nur in dieser populären Aufmachung vor. Er kann auch «rein wissenschaftlich» auftreten. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei hier vorweg festgestellt, dass es ein notwendiges und darum berechtigtes wissenschaftliches Bemühen um diese alten Texte gibt. Es ist weder besonders fromm noch besonders gescheit, wenn ein Prediger des Worts von der grossen Arbeit der Historiker und Philologen überhaupt keine Kenntnis nimmt. Sich für die Arbeit der anderen interessieren, ist schliesslich ja auch ein Gebot des Anstandes und der Nächstenliebe. Wer Vernunft und Wissenschaft grundsätzlich verachtet, sei sich bewusst, dass er ein Stück Schöpfung Gottes verächtlich macht. Der Verstand ist schliesslich dem Menschen gegeben, dass er von ihm

Gebrauch mache. So ist auch die Bibel, soweit es sich bei ihr um die geschichtlich-literarische Gestalt und Niedrigkeit handelt, Forschungsobjekt. Auch die Bibel, soweit sie Literatur ist, unterliegt der Ermächtigung und dem Befehl des Schöpfers: «machtet sie euch untertan» und «herrschet über sie». Der Gebrauch, den man von seinem Verstand macht, kann nun freilich gut sein oder schlecht. Einen guten Gebrauch von seinem Verstand wird derjenige Erforscher der Bibel machen, der keinen Augenblick vergisst, dass die Bibel nicht nur Forschungsobjekt ist, sondern Offenbarung Gottes. «In, mit und unter» der literarischen Gestalt der Bibel ist Gottes Wort. Dieser Sachverhalt ist beim Bemühen um die literarische und historische Gestalt der Bibel auch nicht den Bruchteil einer Sekunde zu vergessen.

Wenn das «rein wissenschaftliche» Bemühen um die biblischen Texte nicht verachtet und unterschätzt werden darf, so darf es aber auch nicht überschätzt werden. Es ist jetzt an der Zeit, darüber ein Wort der Klarstellung zu sagen. Der kürzlich verstorbene Holländer Hendrik Kraemer äusserte sich darüber: «Die Publikationen auf weltanschaulichem Gebiet sind oft gekennzeichnet von einem tiefen Vertrauen in die Wissenschaft und in ihre Autorität, die man faktisch als unfehlbar betrachtet. Man tut dies ohne je zu fragen, wie weit diese Autorität nun eigentlich gehe; man akzeptiert sie blindlings als ein Axiom, in diametralem Gegensatz zur wahren Art echter Wissenschaft. Dies ist nicht nur eine Erscheinung unter den 'gewöhnlichen Leuten', sondern auch unter den 'Fachleuten' und Theologen jeder Gattung; und diese bekämpfen sich dann oft mit den letzten Resultaten der 'Wissenschaft', als ob dies ein Argument wäre, das die Sache ein für allemal entscheiden könne» (Weshalb gerade das Christentum? S. 32).

Dieses selbstsichere Auftrumpfen mit den «eindeutig und endgültig erwiesenen Forschungsergebnissen» ist auch der Bibel gegenüber nicht am Platz. Wer oft und immer wieder

beobachtet und erfahren hat, dass die Füße derer, die «eindeutig und endgültig erwiesene Forschungsergebnisse» ebenso «eindeutig und endgültig» in Frage stellen, schon unterwegs sind, der baut auch in den biblischen Wissenschaften nicht mehr allzu hohe Häuser auf solche Fundamente. Was man aus den Lehrsälen (auch denen der Theologischen Fakultät) «schwarz auf weiss besitzt», kann man nun wirklich nicht «getrost nach Hause tragen». Es wird da vieles darauf ankommen, dass der Blick des Theologen, der die irdisch geringe Gestalt der Schrift philologisch, literarisch und geschichtlich erforscht, eben der ehrfürchtige Blick sei. Die weil es aber, auch unter Theologen, eine Art «reiner Wissenschaftlichkeit» gibt, die den stolzen Blick nur allzu deutlich verrät, möchte man in Abwandlung des bekannten Nietzsche-Wortes in letzter Zeit etwa einmal dazwischen rufen: «Kritischer müssten mir diese Kritiker aussehen, wenn ich an ihre Kritik glauben sollte.» So bleibt das A und das O wissenschaftlicher Arbeit an der Bibel die Ehrfurcht vor Gottes offenbartem Wort.

Wenn wir uns an die Betrachtung dieser ersten Blätter der Bibel heranwagen, sind wir uns der besonderen Angefochtenheit und Verachtung gerade dieses Bibelteils bewusst. Das hindert uns nun allerdings nicht daran, ja es gibt uns im Gegenteil erst recht die Freude, auch diese Kapitel als Offenbarung Gottes zu lesen und zu glauben, dass es Gott ist, der hier spricht. Gewiss sind auch diese ersten Seiten, wie die ganze Bibel, von Menschen geschrieben. Aber was da ausgesagt wird, ist nicht das Ergebnis menschlichen Nachdenkens, sondern das Geschenk göttlicher Eingebung. Was anderes könnte die biblische Schöpfungsgeschichte sonst sein? Persönlich «dabei» war ja kein Geschaffener. Kein Mensch kann also aus eigenem Miterleben, in der Rolle des Augenzeugen, sozusagen reportagemässig sagen: So war es, oder so war es nicht. Gott ist hier beides, Schöpfer

und Zeuge zugleich. Die Schöpfungsgeschichte, die da am Eingang der Bibel ihren Platz gefunden hat, ist übrigens nicht der einzige Ort, da die Heilige Schrift über die Erschaffung der Welt sich äussert. Es gibt daneben den bekannten Anfang des Johannes-Evangeliums im Neuen Testament, die die Schöpfung betreffenden Aussagen des zweiten Jesaja und der Johannes-Apokalypse, vor allem aber die Schöpfungspsalmen, wie Psalm 104, in dem Gott gepriesen wird als Schöpfer und Spender aller guten Gaben, der 19. Psalm, der Gott vor allem als Schöpfer der Sonne lobt und Psalm 8, ein Lob auf den Schöpfer des Menschen. Genau wie diese Psalmen oder irgendeine andere Partie der Bibel ist auch die Schöpfungsgeschichte Eingebung des Heiligen Geistes, empfangen und aufgeschrieben von einem oder mehreren Beauftragten Gottes. So wie Gott seinen Sohn ins Stroh und Holz der Krippe gibt, so ist die Schöpfungsgeschichte von Gott in menschliche Wortgefässe, in lokalgefärbte Vorstellungen und zeitbedingte Anschauungen hinein gegeben worden. Dabei mag es den menschlichen Empfängern der Schöpfungsgeschichte nicht anders gegangen sein als allen, die vor und nach ihnen von Gottes Offenbarung heimgesucht, getroffen und überwältigt wurden. Von einigen weiss man, wie ihnen zumute war. Dem jungen Jeremia wird gesagt: «Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund.» Der junge Jesaja ruft dabei aus: «Weh mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen.» Paulus fragt ratlos: «Herr, was willst du, dass ich tun soll?» Dem Petrus kommt das erste Hörensagen von der Auferweckung Christi vor, «als wären es Märlein». Was all diesen bevollmächtigten Offenbarungsträgern, auch dem uns unbekanntem Empfänger der Schöpfungsgeschichte, als Gabe und Aufgabe Gottes widerfährt, ist jedenfalls grösser als menschliches Fassungsvermögen, umfassender als menschliches Wissen und Erkennen. Es überflutet und überbordet menschliche Sprechfähigkeit. Und zwar gilt das für den Menschen des Atomzeitalters, auch

wenn dieser ein klein wenig mehr weiss, grundsätzlich genau so wie für den Menschen, der einst seine Blösse notdürftig mit Tierfellen deckte. Die Offenbarung Gottes, die da vorn in der Bibel menschlicher Sprache anvertraut ist, übersteigt auch weltraumzeitliches Denken. Solange die Welt Welt bleibt, solange Adam Adam ist, sind Gottes Gedanken so viel höher als unsere Gedanken, wie der Himmel höher ist als die Erde.

Wir haben im Morgengottesdienst des 5. Januar 1964 mit dieser Auslegung des ersten Buches der Heiligen Schrift begonnen. Nach mehr als einem Jahr, am Sonntag, den 7. März 1965, waren wir beim Kapitel vom Turmbau angelangt. Während der Beschäftigung mit diesen ersten Kapiteln der Bibel verblüffte uns von Mal zu Mal die beglückende, manchmal auch die aufwühlende Aktualität dieser alten Texte. Beim Lesen da ganz vorn in der Bibel wird man sich geradezu bewusst, was es heisst, ein Mensch zu sein, der im 20. Jahrhundert auf diesem Planeten lebt. Göttliches Offenbarungslicht fällt hier strafend und zurechtweisend, aber vielmehr auch tröstend und ermutigend auf die Probleme, die jedem Zeitungsleser auf den Fingern brennen. Freizeitgestaltung und Automation der Arbeit. Wohnraum und Geburtenexplosion. Welthunger und Überproduktion. Hier geht eine Sonne auf, die auch in die Abgründe von Hochmut und Angst hinunterleuchtet: Weltraumfahrt – Atomzeitalter – und Weltsicherheit. Ja, es bleibt hier keinem Leser erspart, letzten, hintergründigen Fragen ins Gesicht zu sehen wie: Ob die Erde der endgültige und einzig denkbare Aufenthaltsort für Menschen bleibe? Und wie es um den Fortbestand des Menschengeschlechts überhaupt, um die gesamt menschliche Lebenserwartung bestellt sei? So ist der Adam des Atomzeitalters und der Raumschiffahrt durchaus nicht eine andere Gattung Mensch als der Adam der Schöpfungsgeschichte. Nichts Menschliches ist diesem alten und immer

wieder auch jungen Adam fremd. Wo im Raum der Jahrtausende er sich befinden mag, Gott ist sein Schöpfer. Und vollends Noah, der Mann der Sintflut mit seiner Arche, fängt, wenn nicht alles trägt, an, geradezu eine der Schlüsselfiguren der modernen Literatur zu werden. Es gibt heute mehr Zeitgenossen als man meint, deren Geist sich heimlich mit Fragen des Archenbaus befasst.

Schliesslich noch ein Wort zur Widmung. Professor Kurt Wolfgang Senn waltete bei den Gottesdiensten, in denen diese Genesis-Predigten gehalten wurden, seines Amtes als Organist. Dabei waren ihm das jeweilige Ein- und Ausgangsspiel, die Choralvorspiele und die Begleitung der vier Gemeindelieder anvertraut. Die Gemeinde wusste, dass sie an der Orgel einen Meister hatte. Im Gottesdienst war er Diener. In Zusammenarbeit mit dem jeweiligen Diener am Wort. Man merkte es ihm an, dass er das, was Dietrich Bonhoeffer über den Gemeindegesang im evangelischen Gottesdienst sagt, Wort für Wort unterschrieben hätte. Bonhoeffer äussert sich in «Gemeinsames Leben» (S. 48) wie folgt: «Hingabe an das Wort, Einordnung in die Gemeinschaft, viel Demut und viel Zucht, ist die Voraussetzung alles gemeinsamen Singens. Wo dem nicht so ist, gibt es nur das greuliche Durcheinander menschlichen Selbststrahms. Wo nicht dem Herrn gesungen wird, dort singt man sich selbst oder der Musik zu Ehren. So wird das 'neue Lied' zum Götzenlied. Alle Andacht, alle Sammlung im Lied, gilt dem Wort... So steht das Musikalische ganz im Dienste des Wortes. Es verdeutlicht das Wort in seiner Unbegreiflichkeit.»

In diesem Sinn war Kurt Wolfgang Senn unser Münster Organist. In diesem Sinn beides, Meister und Diener, zu werden, hat er auch von seinen vielen Schülern verlangt. Am 25. Juni 1965 starb er nach langem Leiden. Die hier

vorliegenden Predigten gehörten zu den letzten seiner Mitwirkung. Gott loben war sein Amt. Bern, Herbst 1966

Benutzte und eingesehene Literatur:

- Johannes Calvin: Auslegung der Heiligen Schrift, 1. Band, Genesis, Neukirchen 1956.
- Franz Delitzsch: Genesis, Leipzig 1887.
- Hermann Gunkel: Genesis, Göttingen 1917.
- Walther Zimmerli: 1. Mose 1-11, Die Urgeschichte, Zürich 1943.
- Gerhard von Rad: Das erste Buch Mose, Göttingen 1950.
- Karl Barth: Die Lehre von der Schöpfung. Kirchliche Dogmatik 111/1, Zollikon 1945.
- Dietrich Bonhoeffer: Schöpfung und Fall, München 1958.
- Jakob Kroeker: Die erste Schöpfung und Noah, Gießen 1925/1930.
- Gustav Benz: Vom Anfang aller Dinge, Basel 1925.
- Ulrich Kunz: Das erste Buch Mose, Stuttgart 1954.
- Milos Bic: Vom Geheimnis und Wunder der Schöpfung, Neukirchen 1959.
- Gollwitzer, Jänicke, Marquardt: Gott bleibt der Erde treu, Gelnhausen und Berlin 1963.
- Helmut Thielicke: Wie die Welt begann, Stuttgart 1960.
- Fritz Blanke-Festschrift: Mensch und Kosmos, Zürich Stuttgart 1960.
- Adolf Portmann: Vom Ursprung des Menschen, Basel 1944.
- Adolf Portmann: Biologie und Geist, Zürich 1956.